WILFRID BADE

DIE S.A. EROBERT BERLIN

Die S.A. erobert Berlin

Ein Tatsachenbericht

von

Wilfrid Bade

Mit 14 Abbildungen

55. Tausend

1937

Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H. München

Der S.A. gewidmet!

1.

Der Arbeiter Schulz bummelt langsam durch die Potsdamer Straße. Er macht sich gar nichts aus Bummeln und er macht sich auch gar nichts aus der Potsdamer Straße, er könnte genau so gut irgendwo anders spazieren gehen. Es ist Mittagszeit und es ist ein warmer Herbsttag, aber auch daraus macht er sich nicht viel, höchstens, das er froh ist, noch ohne Mantel gehen zu können. Denn einen Mantel besitzt der Arbeiter Schulz nicht, er besitzt überhaupt nichts, denn er hat seit langem nichts zu tun.

Er hat also unendlich viel Zeit.

Er kann aufstehen, wann er will und er kann schlafen gehen, wann es ihm paßt, er hat Zeit, auf den Stempelstellen herumzustehen und zu warten, er hat auch genügend Zeit, den endlosen Debatten dort zuzuhören und er hat genug Zeit, sich alles durch den Kopf gehen zu lassen, was er dort hört.

Er ist ein nachdenklicher Mensch und durchaus nicht dumm. Er macht sich auf seinen langen Spaziergängen Gedanken über alles, was er sieht und hört. Er betrachtet sich die prachtvollen Läden, in denen prachtvolle Dinge ausgestellt sind, die er sich niemals hatte kaufen können und die er niemals wird kaufen können.

Er ist deshalb weiter nicht verstimmt. Leicht verstimmt wird er höchstens wenn er einen gelassenen Blick in die vornehmen und luxuriösen Lokale wirft, in denen schon um diese Tageszeit Gestalten herumsitzen, die ihm zum Kotzen sind. Er hat sich niemals um die Judenfrage gekümmert, sie war ihm schnuppe. Aber ein übles Gefühl steigt bisweilen in ihm hoch, wenn er diese oft jüdischen Gesichter sieht. Er kann sich dieses Gefühl nicht erklären und er will es sich auch nicht erklären, er kann sie nicht leiden und damit fertig.

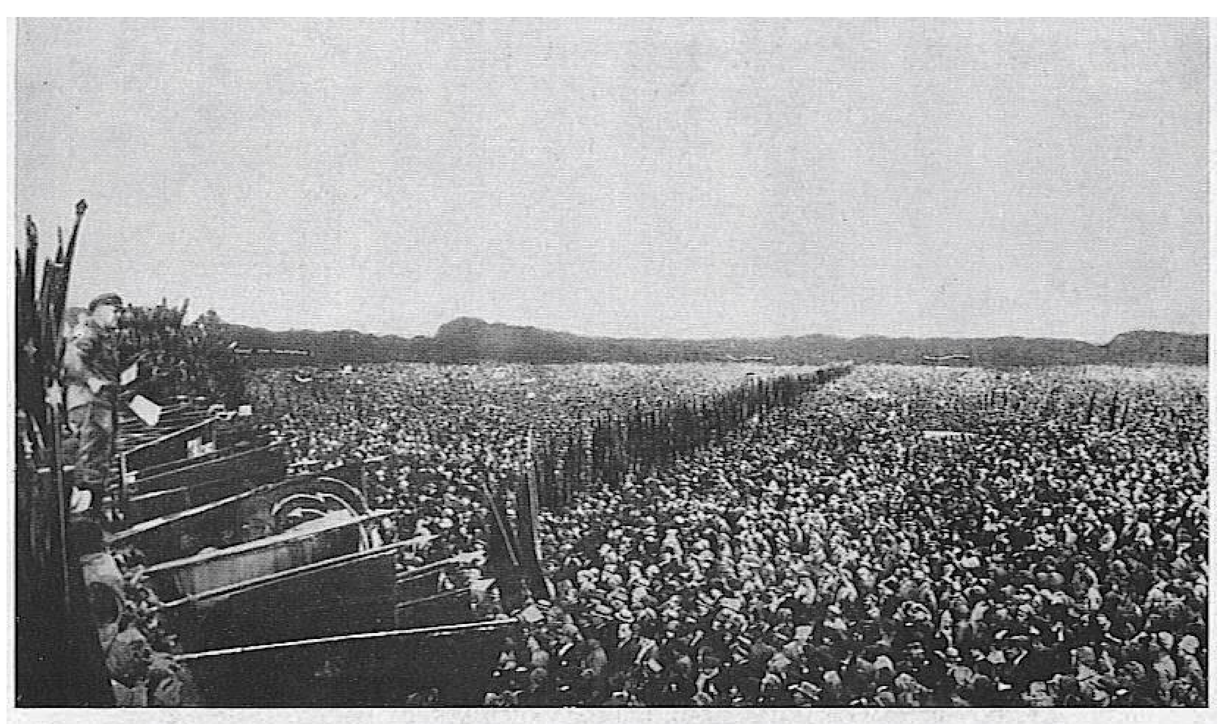
Dicht neben seiner Schlafstelle in der Zoffenerstraße ist so ein heimliches, merkwürdiges Lokal, wo diese Sorte nachts herumwimmelt.

Auf seinen Spaziergängen hat er sich, ohne es zu wollen, mancherlei Kenntnisse solcher Lokalitäten erworben, aber er ist noch nicht darauf gekommen, sich richtig deswegen in helle Wut zu versetzen.

Manchmal denkt er bescheiden, daß er eigentlich das Recht hätte, wenigstens irgendwo Arbeit zu finden. Die drei Jahre an der Westfront, denkt er, hätten ihm vielleicht das Recht geben können. Er war ja nicht gerade ein hohes Tier dort gewesen, aber wenn ein Vorgesetzter gesagt hatte, er solle dort hingehen, dann war er dort hingegangen, und wenn ein anderer gesagt hatte, er solle irgendwo aushalten, dann hatte er ausgehalten, er war ein einfacher, gehorsamer und getreuer Soldat gewesen, wie viele hunderttausend andere auch, er hatte seine zwei Verwundungen abbekommen und war wieder geheilt worden und rückte wieder aus und war wieder bescheiden, gehorsam und getreu...aber das alles war vorüber und das alles war wohl in der ganzen Welt vergessen und darauf konnte sich niemand mehr berufen.

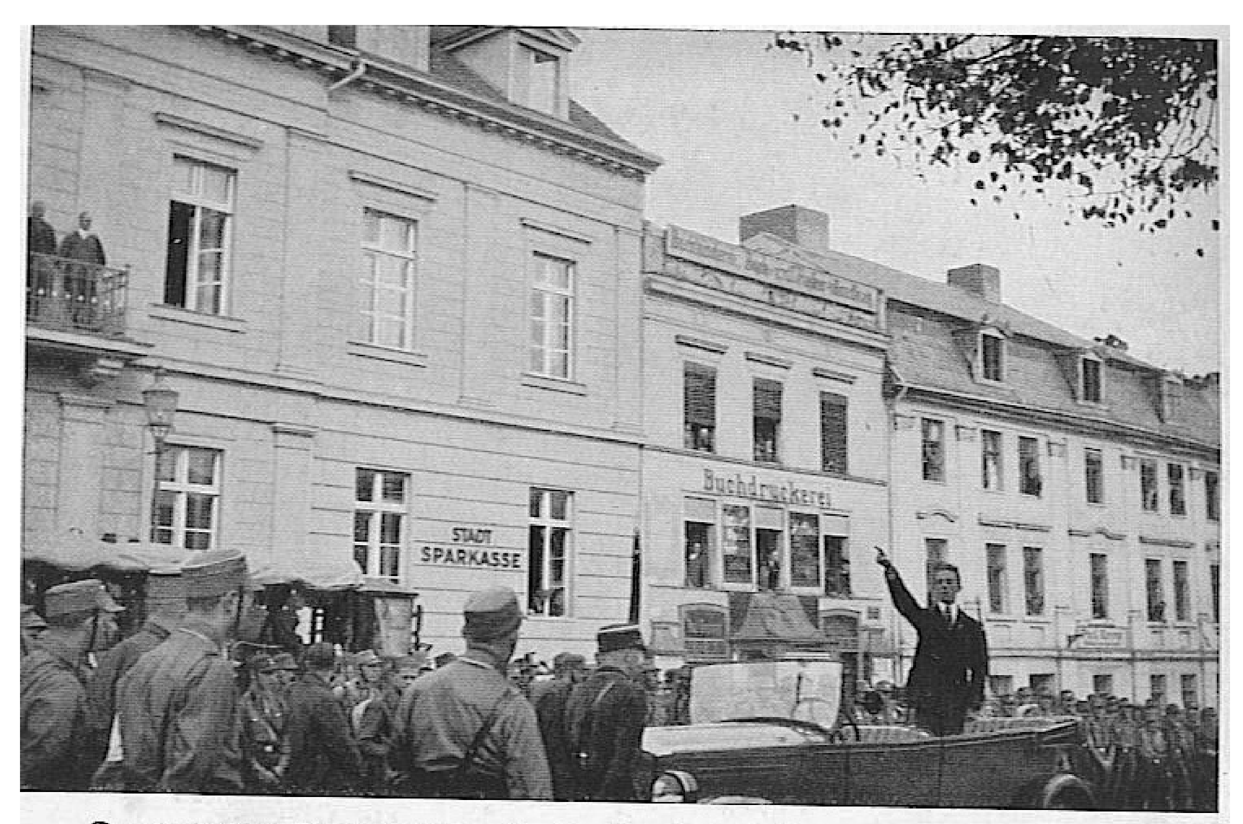
Er schlenderte jetzt über die Potsdamer Brücke. Da liegt auch so ein seltsames Lokal, von dem er weiß, was mit ihm los ist. Um diese Mittagszeit ist es ein bürgerliches solides Wirtshaus, indem man für eine Mark und fünfzig Pfennige ganz ordentlich und eigentlich mehr als ordentlich zu Mittag essen kann. Wenn man genug Geld hat und sich amüsieren will, kann man aber auch abends nach zehn Uhr hingehen und trinken und essen und über dies kann man sich dann noch, wenn man gerade dazu aufgelegt ist, Kokain kaufen. Denn hier ist eine Zentrale der Berliner Kokshändler.

Der Arbeiter Schulz hat keine Ahnung, welch einen Spaß das machen könnte, Koks zu schnupfen. Aber selbst wenn er abends nur hineingehen wollte, um ein Glas Wein zu trinken, man würde ihn nicht einmal hineinlassen. Wie wäre das auch möglich! Du lieber Gott! Ein Mann in einer ziemlich ramponierten, gestreiften, schwarzen Hose, einen billigen, grünen Hemd und einer alten Lederjoppe? Ein solcher Gast käme nicht einmal bis zur Tür. Nee, das ist nichts für seinesgleichen. Seinesgleichen wird höchstens gestattet Schmiere zu stehen wenn die feinen Herren nicht gestört sein wollen.



Rotfront! So sah es in Berlin noch 1927 aus, als Dr. Goebbels die Gauleitung übernahm!
Massenkundgebung des Roten Frontkämpferbundes

O verdammt, denkt der Arbeiter Schulz erbittert, was ist das alles bloß für ein Quatsch! Was ist das eigentlich für eine Republik? Scharz-Rot-Gold und Freiheit, was? Für wen ist denn damals die Revolution gemacht worden? Für den Arbeiter doch, mein lieber Schulz, nicht wahr?
Natürlich, denkt Schulz, und deshalb habe ich jetzt soviel Zeit, durch Berlin zu bummeln. Das geht nun schon seit einem viertel Jahr. Schulz langt sich die letzte halbe Zigarette aus der Brusttasche. Feuer hat er nicht. Was hat er überhaupt, wenn er sich genau betrachtet? Und etwas resigniert hält er einen Mann auf, der ihm gerade entgegenkommt.
"Tag, Genosse", fragt er, "Kann ich mal Feuer haben?"
Schulz blickt in zwei merkwürdige helle graue Augen.
"Haben kannste", sagt der andere. "Rauchst Kippe. Arbeitslos, was?"
"Siehste doch", antwortete Schulz uninteressiert.
"Du wohl nicht? Du stempelst Dir ooch so lang, wie?" Inzwischen hält Schulz seinen armseligen Stummel an die brennende Zigarette des anderen.
Dann fragt der Grauäugige langsam: "Du hast heute abend weiter nichts vor, oder doch?"
"Nee", erwidert Schulz verwundert und hat ein merkwürdiges Gefühl, "nee, ick habe gar nischt vor. Warum?"
Der andere nimmt Schulz den Stummel aus dem Mund, langt in seine Tasche und bietet ihm aus einer Schachtel an. "Rauch mal eine Ganze. Kippe schmeckt nicht."
Schulz greift verwundert zu und dreht die Zigarette in seinen Fingern hin und her, taxiert sie schnell. Sechser! Sechs-Pfennig-Zigarette! Ist ja allerhand. Dem Knaben scheint es gut zu gehen.
"Also", fragt der Grauäugige wieder langsam "wenn du nischt vor hast, dann kannste mitkommen."
Schulz ist mißtrauisch geworden "Wohin denn?" fragt er etwas schroff. Wie kommt der Kerl dazu, ihn aufzufordern? Er hat so etwas nicht sehr gerne. Und der Arbeiter Schulz dreht die teure Zigarette unschlüssig zwischen seinen Fingern.



Der damalige Gauleiter von Berlin Dr. Joseph Goebbels spricht zur S.A.

"Über die Zigarette brauchst du dich nicht zu wundern", erklärt der Grauäugige jetzt lächelnd. "Die sind von meinen Alten. Der hat eine Kohlenhandlung und die Schachtel habe ich ihm für die Pgs. abgenommen. Er nimmts nicht übel."
"Pg?" erkundigt sich Schulz, aber er erkundigt sich nur aus Höflichkeit, wegen der geschenkten Zigarette. "Pg? Was is`n das wieder für ne Sache?" Er sieht dem Manne ins Gesicht.
Der antwortet ruhig: "Pg. das ist Parteigenosse und die ganze Sache heißt NSDAP. und das heißt Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei. Und das ist eine gute Sache, darauf kannst du dich verlassen."
Der Arbeiter Schulz grinst heftig. "Arbeiterpartei? Da biste wohl ein großer Bonze bei, was? Arbeiterpartei is jut, Mensch. Damit kannste mir jagen, soweit du siehst. Nee, mein Herr, ick habe von die SPD. genug. Vill zu ville Arbeiterparteien und keene Arbeit! Ick höre immer Arbeiterpartei! Et is doch eene Partei für Arbeiter, oder nich? Na und wat haben se denn für die Arbeiter gemacht? Nischt, mein Herr. Einen Dreck haben Sie gemacht. Wir gehen stempeln, wir haben nischt zu fressen, wir haben nischt anzuziehen, wir haben keene Bleibe..."
Und dann besinnt sich Schulz plötzlich und reißt die Augenbrauen hoch in die Stirn. "Ach, Mensch...Richtig...Jetzt erinnere ich mir. Ihr seid doch die Faschisten, nich? Nee...Ihr seid ja gar keine Arbeiter...Mensch, wenn wir Arbeiter erst mal richtig losgehen..."
Der Grauäugige hat ihn ruhig ausreden lassen und ihn inzwischen aufmerksam betrachtet und jetzt sagt er in seiner langsamen, eindringlichen Weise: "Du bist schon richtig, das sehe ich. Wenn ihr Arbeiter erstmal richtig marschiert, sagst du? Ihr seid doch 18 marschiert, denke ich? Oder etwa nich? Natürlich seid ihr marschiert! Und was habt ihr gemacht? Den Offizieren habt ihr die Achselstücke heruntergerissen und das ist euch großartig vorgekommen, nicht wahr? Und ihr habt überhaupt einen riesigen Klamauk gemacht und ihr habt euch eingebildet, daß ihr alles totgeschlagen habt, was faul war, wie? Du lieber Himmel, wen habt ihr denn damals eigentlich totgetreten? Den Kapitalisten? Nee! Den Juden? Nee! Den Aus-

beuter? Nee! Na und? Haste jetzt Arbeit? Nee! Nicht mal eine Zigarette haste. Was habt ihr überhaupt? Wo ist denn der Frieden? Wo ist denn das Rheinland? Wo ist denn DS? Weißt du, was ihr habt? Den Korridor und Tribute habt ihr und die Kapitalisten habt ihr auch immer noch."
Schulz ist sprachlos. "Sachte, sachte", knurrt er erregt, "nicht so heftig. Jetzt weiß ich Bescheid. Du bist een Rechter! Sei mal nich so großartig. Was habt ihr denn gemacht? Een Putsch mit Generälen und Reichswehr und all so`n Quatsch. Mensch, geh weg! Hat das was genützt? Nee! Ich will dir mal wat sagen. Ich weiß Bescheid. Der Arbeiter heute, das ist doch kein Mensch. Den kannste rausschmeißen wenns dir nicht mehr paßt, das er da ist. Wenn du anfängst weniger zu verdienen, was machste: schmeißte eben den Arbeiter raus, dann brauchste keenen Lohn zahlen. Der Bauer hat. Der verhungert nicht. Der hat uff alle Fälle Kartoffeln un een bißcken Brot. Jawohl. Und hat also zu fressen. Uns Arbeiter aber hat ne Hand in Genick und hält uns überm Abgrund. Und wir können nischt machen. Wenn`s der Hand paßt, läßt se los. Dann saufen wir ab, rin in den Abgrund, und verhauen uns die Schnauze. Det is so, und dit macht man ooch mitm Putsch nich anders.
Et muß wat ganz anderes kommen. Da muß die Hand weg, da müssen wir Arbeiter wieder selber irgendwo feststehen und nich immer zu überm großen Nichts schweben, verstehste ? Aber mit Parteien machste dit nich. Det is ne Erziehung. Der Arbeiter is auch en Mensch, un soll keen Prolet sein, wie die Herren Bürger glauben. Der is genau soviel wie sie. Arbeit schändet nich. Ist ja Blödsinn, bei den Herren Burschoas schändet se eben doch. Und solange det nich weg is, und nich anders geworden is, solange könnt ihr mir alle mit euren Parteien..."
Der Andere hat den wütenden Mann immer nur ruhig und aufmerksam angesehen und jetzt drückt er ihm die ganze Schachtel in die Hand. "Hier. Nimm das. Und eines will ich dir noch sagen: Mann Gottes, warum tust du denn nicht selber was dafür? "
Und damit geht der Grauaugige gelassen weiter und läßt den Arbeiter Schulz mit seinen Problemen stehen. Schulz hat das Gefühl, als ob er eine mittenrein bekommen habe. Er geht etwas betäubt weiter und sieht abwesend wieder die Schaufenster an, aber seine Augen sind gar nicht dabei beteiligt und sein Herz noch weniger und dann knurrt er auf einmal vor sich hin:
"Warum tust du nicht selber etwas dafür?"
Er ist schwer im Nachdenken.
Der Grauäugige ist im Eingang eines alten, dunklen Hauses der Potsdamerstraße verschwunden.
Er geht schnell und mit zusammengezogenen Augenbrauen über den Hof und biegt links in einen Eingang, der wie der Eingang zu einer Höhle aussieht. Ein Schild steht da:
NSDAP. Berlin - Geschäftsstelle.
Er betritt einen wahrhaft düsteren Raum. Von den Wänden hat sich der Putz gelöst, es richt durch einander nach Staub, Schweiz und kaltem Bier. Es sind zwei Räume, die diese Geschäftsstelle ausmachen. In jedem stehen ein Tisch und ein paar Stühle. Auf den Tischen liegen Papiere und Butterbrote.
Ein alter Schrank steht da, dessen Tür offensteht, man sieht ein abgeschabtes Braunhemd hängen, ein Aktenordner liegt auf dem Boden und ein paar Kommisstiefel stehen daneben. Auf einem Stuhl ruht friedlich neben einem zerbissenen Federhalter ein Revolver.
Im hinteren Raum hört der Grauäugige drei Leute miteinander streiten. Er lächelt etwas müde vor sich hin. Warum sollen sich die drei eigentlich nicht streiten, denkt er, wenn sich die gesamte Führung des Bereiches Berlin der NSDAP. in den Haaren liegt?
Er bleibt eine kleine Weile stehen und hört sich den Krach an. Von den kahlen Wänden werden die Stimmen merkwürdig hohl zurückgeworfen. Un der Grauäugige erinnert sich mit einem male an jede Zähne auf einer Patroulie am Col de Lana, als sich der Deutsche und der

Österreichische Unteroffizier stritten, welchen Weg man gehen müßte. Auch damals hatten die Stimmen so hol geklungen und der Streß hatte dadurch ein Radikales Ende gefunden, das die Italiener der Disputation durch den Abschoß sowohl des deutschen, als des österreichischen Unteroffiziers einen Punkt setzten. Und so ähnlich, denkt der Grauäugige, ganz so ähnlich wird es sich auch hier vollziehen, wenn nicht...
Und dann saust er plötzlich ins Nebenzimmer.
Und seine Stimme ist nicht mehr langsam und leise, wie vorhin bei dem unbekannten Arbeiter, sie ist schnell, scharf und flammend.
"Haltet die Schnauze!" sagt er. "Ich möchte euch etwas sagen. Wer von euch nun bedeutender oder unbedeutender ist, das ist mir egal. Daß aber keiner von euch ein richtiger Nationalsozialist ist, das ist mir klar. Und daß dieser ganze Laden hier ein Saustall ist, das ist mir auch klar. Was macht ihr eigentlich, was tut ihr eigentlich?"
Es ist stille geworden in beiden Zimmern und die Leute sehen ihn betroffen und wütend an. Als er jetzt fortfährt, ist seine Stimme heiser vor unterdrückter Wut. "Was tut ihr eigentlich?" flammt er sie an. "Wozu kommt ihr zusammen? Macht ihr Versammlungen, damit Berlin weiß, daß ihr überhaupt da seid? Nein! Kümmert ihr euch darum, was unsere anderen Parteigenossen machen? Nein! Habt ihr schon einen einzigen Menschen hierhergebracht, der nicht hierherkommen muß? Nein! Habt ihr eine anständige. Kassenführung? Nein! Wie nennt ihr diesen Sauladen hier? Eine Geschäftsstelle? Ich danke!"
Er ist dicht vor sie hingetreten und seine grauen Augen sind dunkel geworden vor maßloser Empörung. "Und ich möchte euch noch etwas agen", knurrt er zwischen seinen Zähnen. "Wenn das hier so weiter geht, dann nehme ich mir drei S.A.-Leute, besetze den Laden und mache ihn dicht. Mir wird ganz schlecht, wenn ich euch ansehe. Draußen auf der Straße läuft das prachtvollste Material herum an Menschen, die wir gebrauchen können, S.A.-Leute, die noch gar nicht wissen, daß sie`s sind, und Nationalsozialisten, die es auch noch nicht wissen, daß sie`s sind, und keiner von euch geht auf die Suche nach ihnen! Und warum nicht? Weil ihr alle Führer spielen wollt und nicht arbeiten! Ihr träumt von großartigen Geschichten, aber ihr müßt bei den kleinen Geschichten anfangen, sonst wird’s nischt. Menschen fangen müßt ihr! Aber das hört jetzt auf, sage ich euch! Entweder - oder! Hier kommt jetzt Ordnung rein und ich will euch auch sagen, wer hier Ordnung machen wird. Ich nicht und ihr auch nicht, aber der Doktor Joseph Goebbels. Den Namen werdet ihr wohl schon mal gehört haben."
Und damit reißt der Grauaügige das alte Braunhemd aus dem Schrank, knallt die Zimmertür hinter sich zu und fährt in den Hof hinaus...und reißt beinahe einen Mann um, der höchst aufmerksam das Schild der Geschäftsstelle studiert.
"Hoppla", sagt der Mann.
"Entschuldigung", murmelt der Grauäugige, bleibt plötzlich stehen und starrt auf den Mann. Der grinst ihn vergnügt an. "Gestatten, Schulz!" sagt er. "Habe schon die Ehre gehabt. Ihr seid ja ooch alles Bonzen, wie? Ick habe eben zugehört. Nee, is nischt mit euch. Ick hau ab."
Aber als er sich zum Gehen wenden will, wird er an den Schultern herumgerissen.
"Sieh dir das an", sagt der Grauäugige ganz sanft. "Das ist ein Braunhemd. Und so eines hast du in vier Wochen an, so wahr ich Karl heiße und S.A.-Mann bin."
Und damit verschwindet er zum zweiten Male an diesem Tage aus dem Gesichtskreis des Arbeiters Schulz, der ihm zum zweiten Male betroffen und nachdenklich nachsieht.

*

Der Arbeiter Schulz, der so unendlich viel Zeit hat, läßt sich langsam heimwärts treiben, durch die Potsdamerstraße gegen Schöneberg zu, durch die Bülow- und die Yorckstraße, und dann landet er doch wieder in der Kneipe in der Zossenerstraße.
Er ist gar nicht für Kneipen, aber wie soll er den langen Abend verbringen? Außerdem findet

er hier in diesem Lokal immer Leute, die ihn interessieren.
KPD. steht über der Tür.
Und drinnen über dem runden Ecktisch hängt der Sowjetstern.
Schulz stellt sich an die Theke und bestellt sich eine Molle und hört zu, was die interessanten Leute am Ecktisch miteinander zu besprechen haben. Sie besprechen alles sehr ungeniert und scheinen weiter keine Geheimnisse zu haben.
"23 hat’s gemeldet", erzählt einer und die anderen nicken und grinsen.
"Wie heißt er?" fragt einer.
"Goebbels" antwortete ein anderer und der Arbeiter Schulz spitzt seine Ohren. Diesen Namen hat er heute schon einmal gehört, als er vor den Fenstern der NSDAP.-Geschäftsstelle gestanden hatte.
Und weil Schulz einen der Männer am Ecktisch kennt, geht er hin und setzt sich mit einem kurzen Gruß dazu. Er ist immer neugierig, was in der Welt vor sich geht.
"Goebbels?" fragt auch er. "Was`n los mit dem? Wer is`n das?"
Ein Bekannter lacht. "Wer das ist? Das ist der neue Herr Gauleiter von Berlin bei den Herren Nazis. Hat im Ruhrgebiet großen Klamauk gemacht und soll jetzt hier den Karren schmeißen. Na, wenn er nur nicht geschmissen wird. Berlin ist rot und bleibt rot. Und wer gegen die Kommune aufsteht, wird umgerissen. Auch der Herr Goebbels."
"So, so", sagt der Arbeiter Schulz nachdenklich. "Den scheint ihr ja gefressen zu haben."
"Haben wir auch, Werden wir auch. Hier macht der keine Versammlungen! Hier nicht! In Spandau vielleicht, da sitzen`n paar Nazis. Aber hier, nicht in die Hand!"
"Da ist doch in der Potsdamer ein Büro?" fragt Schulz behutsam. "Da geht ihr wohl nicht ran, was?" Die Männer am Tisch sehen sich an und grölen. "Det Nest?" fragt einer wegwerfend. "Nee, det lohnt nicht. Nee, da gehn wir an bessere Dinge ran. Nicht wahr, Gustav?"
Sie sehen sich wieder bedeutungsvoll an und blinzeln sich zu.
Und dann erzählen sie wieder ihre alten Geschichten von der Herrlichkeit der Sowjets und was alles in diesen deutschen Landen geändert werden muß und herumgedreht und das unterste zu oberst und dem Arbeiter Schulz wird es trübselig zu Mut.
Es ist alles ein einziger großer Misthaufen, denkt er erbittert, als er aufsteht und geht, alles ein einziger großer Misthaufen.
Er beeilt sich, an die frische Luft zu kommen, stolpert beinahe aus der Kneipe hinaus und stößt draußen einen dicken Mann an, der sein Gleichgewicht etwas verliert.
"Oh", sagt Schulz erschrocken und hält den Dicken am Arm fest, damit er wieder in die Senkrechte käme.
Aber der Dicke, der wohlgekleidet ist und einen ansehnlichen Biergeruch ausstößt, reißt sich wütend los. Sieht den Arbeiter Schulz von oben bis unten an in seinen armseligen Hosen, seinem billigen, grünen Hemd und seiner abgetragenen Lederjoppe. Und brüllt ihn an: "Paß doch auf, du dreckiger Prolet!"
Und dieses scheußliche Wort durchfährt den Arbeiter Schulz wie eine einzige, heiße, fressende Flamme, er kann dieses furchtbare Wort nicht mehr ertragen.
Und seine Faust fliegt dem dicken Mann mitten ins Gesicht, daß dieser taumelt und dann knallt Schulz links und rechts in dieses fette Gesicht hinein, bis der Dicke zu Boden sinkt und brüllt.
Leute sammeln sich an und dann kommt auch ein Schutzmann. Der Arbeiter Schulz ist ruhig stehengeblieben. Er wundert sich über sich selber und er wundert sich wieder nicht. Einmal mußte es ja so kommen. Einmal mußte die Galle überlaufen.
Der Schutzmann nimmt den Arbeiter Schulz mit einem ziemlich schmerzhaften Griff am Oberarm und führt ihn zur Wache. Kinder laufen hinter den beiden her.
Und dieses Schauspiel hat Schulz schon so oft gesehen: ein schlecht gekleideter Mann unter der Faust eines Schutzmannes, daß er beinahe lächeln muß bei dem Gedanken, daß nunmehr

er selber einmal dabei beteiligt ist.
Auf dem Revier sieht ihn der Wachtmeister über die Schranke hinweg mit einem kurzen Blick von unten hinauf an.
"Bei `ner Partei?" fragt er.
Der Arbeiter Schulz will eben seinen Kopf schütteln, da packt ihn ein wunderliches und nie erlebtes Gefühl, ein Gefühl, zusammengesetzt aus Trotz, Sehnsucht, Heimweh, Wut, Enttäuschung...
"Nazi", sagt er laut.
"Ach so!" sagt der Wachmeister, der ihn hergebracht hat und bevor der Arbeiter Schulz weiß, was dieses "Ach so" zu bedeuten hat, bekommt er mit dem Gummiknüppel einen Hieb mitten über den Schädel.

2.

Es ist Spätherbst geworden und kalt. Es hat schon einmal kurz geschneit und jetzt regnet es wieder und ist trübe.
In den beiden Zimmern in der Potsdamerstraße sitzen die paar Nationalsozialisten zusammen und sind nicht gerade vergnügt. Man schreibt den 9. November und sie tragen zweifache Trauer. Um den 9. November 1918, an dem ein fleißiges, tapferes, geduldiges Volk zu Boden geschlagen wurde, und um den 9. November 1923, den sie den Tag des Verrats nennen. Berlin zeigt rote Fahnen und die hundert Männer, die in dieser Stadt den stolzen Titel S.A. führen, gehen mit erbittertem Herzen unter diesen Fahnen weg.
In der Geschäftsstelle rumort eine leise Unruhe. Man steckt die Köpfe zusammen und tuschelt.
Der Grauäugige lächelt vor sich hin, wenn er dann und wann heimlich seine Blicke herumwandern läßt. Da sitzen sie nun, die Ehrgeizlinge, die Intriganten, die Quertreiber, die Hetzer, die Unzufriedenen und die "Führer" und sind ein bißchen stiller geworden.
An diesem Abend soll der Doktor Joseph Goebbels in Berlin eintreffen.
Der Grauäugige träumt vor sich hin, wie es nun werden wird. Wird dieses riesenhafte Feld, dieser Koloß, diese ungeheure Ansammlung von Menschen, Ansichten, Überzeugungen, wird dieses Berlin nun erobert werden oder nicht? Es ist die schwerste Aufgabe, die einem Mann gestellt werden kann und diese Aufgabe ist beinahe übermenschlich.
Karl träumt und er träumt mit seinem ganzen, heißen Herzen diesem Mann entgegen, der jetzt unterwegs ist, um ihnen zu helfen. Wenn es nicht, denkt Karl und beißt die Zähne aufeinander, wenn es nicht ein Kämpfer ist ohne Furcht und Tadel, wenn es nicht eine Faust ist wie aus Eisen, wenn es nicht ein Kopf ist, klug wie eine Schlange und wenn es nicht ein Herz ist, heiß wie eine Flamme, dann wird Berlin niemals zu packen sein, sondern verloren werden für alle Zeiten.
Denn es ist beinahe zu spät geworden.
Gegen Abend tippt Karl seinen zwei Freunden Kurt und Max leicht auf die Schultern.
"Los", sagt er etwas bedrückt, "zum Bahnhof. Wenn wir schon einen neuen Gauleiter kriegen, wollen wir uns ihn wenigstens ansehn."
Die drei S.A.-Leute packen sich auf und hinterlassen eine ziemliche Verwirrung. Der Kassierer sitzt mit dampfendem Schädel über seinen Büchern und rechnet und rechnet und schließlich wird ihm die Sache zu dumm. Er sieht sich um und merkt, daß niemand mehr da ist, da nimmt auch er seine Mütze, legt die Bücher in irgendeine Ecke und geht.
Trostlos, kalt und wie hoffnungslos liegen die beiden dunklen Zimmer der Geschäftsstelle.
Auf dem Bahnhof Friedrichsstraße ruhen sechs gelassene, unbestechliche und prüfende Arbeiteraugen auf einem kleinen, dunkelhaarigen Mann, der eben aus dem Zug gestiegen ist und sich umsieht.
Karl geht auf ihn zu. "Sie sind Doktor Goebbels?"

Und in den zwei Sekunden, die zwischen Frage und Antwort liegen, umfaßt der Grauäugige den neuen Gauleiter mit forschenden Augen und forschendem Herzen. Sein Gesicht ist hager und scharf, seine Bewegungen sind energisch, er trägt den Kopf hoch, seine Kleidung ist arm, wie die ihrige, sie sind viel größer gewachsen als er, aber sie verfallen ihm auf Anhieb. Seine großen, klaren und reinen Augen sehen in die ihren und weichen nicht aus und da ist vor allem etwas, was sie bezwingt: dieses wunderbare, strahlende, knabenhafte, leichte Lachen, mit dem er sie begrüßt.
Also gut, denkt Karl, und ein Glücksgefühl ohnegleichen durchströmt ihn, ohne daß er es sich erklären kann, also gut.
"Wir sind", beginnt er, "wir sind von der S.A.-Berlin und heißen sie willkommen."
Der Doktor Goebbels betrachtet die drei aus seinen ruhigen Augen. "Sie werden kämpfen müssen", sagt er einfach.
Und Karl schmettert: "Wenn wir das können, Herr Doktor, haben wir Berlin. Auf uns können Sie sich verlassen!"
Der Doktor Goebbels atmet auf. "Also..." sagt er.“Zu Befehl!" antworten die drei und jetzt lächelt der neue Gauleiter und seine Augen funkeln sie an.
"Im Bezirk 2 ist heute Versammlung", erzählt Karl als sie die Stufen heruntergehen. "9. November und so."
"Da fahren wir hin", sagt Goebbels sofort, "wenn es geht, mit dem Autobus, ich will mir Berlin ansehen."
Die drei S.A.-Männer werfen sich über seinen Kopf hinweg frohe und überraschte Blicke zu.
Und Karl denkt: Das ist der Kämpfer und das ist der Kopf und das ist das Herz und damit ist alles gut.
"Haben Sie eigentlich schon eine Bleibe?" fragt Kurt.
Der Doktor macht eine Handbewegung. "Das hat Zeit. Erzählen Sie mir lieber von der Versammlung. Wie groß ist der Saal. Wieviel Menschen gehen hinein? Wieviel, glauben Sie, sind da? Wo liegt das Lokal? Wie ist die ganze Gegend dort eingestellt?"
Die drei schnaufen. Donner und Doria, warum will er das alles wissen? Muß man das alles wissen? Sie haben sich, wie sie zugeben müssen, niemals um solche Einzelheiten gekümmert, aber sie suchen doch in ihrem Gedächtnis zusammen, was sie wissen. Und dann erkundigt sich der Doktor auch nach der Berliner NSDAP. Und hier brauchen die drei nicht lange in ihrem Gedächtnis zu kramen, hier wissen sie genug und mehr, als ihnen lieb ist.
Zwei Stunden nach seiner Ankunft spricht der neue Gauleiter zur Berliner Parteigenossenschaft.
Und die Berliner Parteigenossenschaft sitzt wie vom Donner gerührt. Das sind neue Töne, die sie hören! Das fegt über sie hinweg, daß sie die Köpfe ducken in der einen Minute und sie stolz zum Himmel heben in der andern. Das erdrückt und richtet auf, das blitzt in ihre Herzen hinein und erfüllt ihr Gemüt mit einer Entschlossenheit ohnegleichen.
Karl mit seinen beiden Freunden wagt kaum Atem zu holen. Nun ist alles gut, denkt er.
Aber zunächst scheint es, als ob noch lange nicht alles gut sei. Das echo in der Öffentlichkeit ist sehr dürftig.
Ein einziges jüdisches Blatt berichtet boshaft:
"Ein gewisser Herr Goebbels, am sagt, er käme aus dem Rheinland, produzierte sich und verzapfte die altgewohnten Phrasen."
Das war alles.
Was bedeutet überhaupt für Berlin die NSDAP.?
Ein wirrer, grobschlächtiger Haufen von einigen hunderten nationalsozialistisch denkenden Menschen, von denen jeder seine eigene und besondere Meinung über den Nationalsozialismus hatte.
Sollte man sich mit einem solchen Haufen befassen?

Berlin sagt nein.
Die S.A. sagt ja.
Und die S.A. tritt an.
In ihrer Mitte steht jetzt ein Mann mit Namen Dr. Joseph Goebbels und dieser Mann hämmert in die Herzen und in die Köpfe und in jeden Gedanken der S.A. das Programm.
"Wir sind 600 in Berlin", hämmert er, "wir müssen in sechs Jahren 600 000 sein! Ihr müßt kämpfen, unablässig kämpfen. Die S.A. ist die Elite der Partei, der S.A.-Mann ist der erste politische Soldat Deutschlands. Die Bewegung ist unbekannt in dieser Stadt, sie ist verlacht und steht im Dunkeln. Sie muß aus diesem Dunkel heraus. Man soll von ihr Notiz nehmen! Sie werden uns beschimpfen, verleumden, bekämpfen, erschlagen - sie sollen das alles tun - - - aber sie sollen von uns sprechen. Von heute an beginnt der Kampf. S.A. von Berlin, die Parole heißt: **Angriff!!!"**

3.

Der Angriff hat begonnen. Und die Kommune merkt, daß er begonnen hat. Sie verdoppelt ihre Spitzel und diese Spitzel sind überlall. Nr. 23 hat ausgezeichnet berichtet. Nr. 311 berichtet weiter.
Nr. 311 berichtet auch von dem Bauarbeiter Kurt Tennigkeit, der S.A.-Mann ist und mit dem der Doktor Joseph Goebbels einmal sprach.
Kurt Tennigekeit arbeitet hinten in Weißensee auf einem Baugerüst.
Eines Tages kommt der Vorarbeiter Henkel zu ihm hinaufgeklettert, Vorarbeiter Henkel, ein Mann mit Fäusten wie zwei Kinderköpfe, Rotfrontmann größter Klasse.
Henkel, die Fäuste in seinen Hosentaschen, sieht dem Jungen eine Weile bei der Arbeit zu. Dann sagt er:
"Na, Mensch, haste wat jefunden?"
Trennigkeit rüstet sich auf und sieht in das brutale Gesicht des Vorarbeiters, er stutzt und denkt: Vorsicht.
Sie stehen drei Stockwerke hoch und das Gerüst ist nur einen Meter breit. "Was soll ich denn gefunden haben?"
Henkel kommt einen Schritt näher, dicht an den Jungen heran. "Weißte nicht? Wat zum Stiebellecken. Ich will dir wat sagen: Faschisten können wir hier nicht brauchen, vastehste? Propaganda und so is hier nich, vastehste? Hier mach ick Propaganda und sonst keener. Auch dein Arbeitermörder Goebbels nich. Und nu hau ab, mein Junge, zwischen ehrliche Proleten haste nischt mehr verloren. Hau ab, sag ick dir, aber `n bißcken plötzlich!"
Der Junge ist keinen Schritt zurückgewichen. Er sieht dem älteren Mann ruhig in die Augen. "Ich bin genau so Arbeiter, wie du", sagt er tapfer, "ich kann arbeiten, wo ich will und wenn du..."
Der Vorarbeiter Henkel wird kirschrot im Gesicht und zieht langsam seine Hände aus den Taschen.
"Wat denn... wat denn..." knurrt er und ein böses Licht kommt in seine Augen."Du willst mir drohen, du Lausejunge? Drohen willste? Mensch, kick mal da runter! Kleiner Absturz gefällig, wie? Deine Kohlrübe ist mir schon immer mies vorgekommen, du Faschistenschwein, du!"
Dem S.A.-Mann Tennigkeit wird plötzlich schwarz vor den Augen. Was hat der Doktor gesagt? "Sie werden uns beschimpfen und bekämpfen..."
Und der junge Mann denkt nicht daran, die Partei und den Doktor und sich selber beleidigen zu lassen, er geht langsam einen Schritt zurück, um vom Abgrund wegzukommen und dann holt er aus und schlägt Henkel mitten ins Gesicht.
Und dann ist er mit einem Satz an der Leiter. er hat Leitern heraufklettern gelernt, wie ein Wiesel fegt er die Sprossen abwärts und ihm ist froh zumute. Er ist tapfer gewesen und er

hat seinen Mann gestanden.
Oben hört er Henkel brüllen und der ganze Bau gibt Antwort, plötzlich bricht hinter allen Mauern, auf allen Leitern, um das ganze Gerüst herum ein rasender Haß auf.
"Ziegel!!!" brüllt jemand.
"Ziegel her!" brüllt es von allen Seiten, von oben und von unten. Die Kommune steht auf.
Jawohl, Ziegel! denkt Tennigkeit und fegt weiter abwärts und freut sich über seine eigene Schnelligkeit und Gelenkigkeit.
Dann aber, als ihm von allen Seiten die Ziegel um die Ohren sausen, weiß er auf einmal, daß er um sein Leben klettert.
Und als er noch zehn Meter über den Boden ist und hinuntersieht, weiß er, daß er verloren ist.
Da unten stehen schon welche und ihre Gesichter sind ganz kalt und blaß vor dampfender Wut.
Mit einem verwegenen Satz springt der junge S.A.-Mann unter sie. Es hat keinen Sinn mehr. Einer hebt eine Brechstange und schlägt sie ihm über den Kopf. Der Arbeiter Kurt Tennigkeit versinkt in einem schwarzen, dröhnenden knackenden Abgrund, aus dem er niemals wieder erwacht.
Der Vorarbeiter Henkel kommt heruntergeklettert und tritt dem Bewußtlosen und Sterbenden mit seinen schweren Stiefeln in den Leib. Dann sieht er sich um. "Werft ihn hinter den Zaun!" flüstert er. "Und wer seine Schnauze aufmacht, kann sich gleich daneben legen, verstanden?"
An diesem Tage wartete Frau Tennigkeit lange und vergeblich auf ihren Sohn.

*

Am gleichen Abend, da hinter einem Bauzaun der S.A.-Mann Tennigkeit mit zertrümmertem Schädel und zerrissenen Gedärmen im ewigen Schlafe liegt, wird in der Berliner Innenstadt eine Versammlung der Nationalsozialisten gesprengt.
In der höchsten Not und gerade noch rechtzeitig wird die S.A. alarmiert. Bei der S.A. sitzt der Doktor Goebbels und erzählt von den Kämpfen im Ruhrgebiet.
"Man muß immer wieder angreifen", sagt er,
"immer wieder..."
In seine Erzählung hinein rasselt das Telephon.
Der Doktor steht schon am Apparat. "Überfall?... Kommune?...Jawohl, wir kommen!"
"Wir kommen!!!" brüllt die S.A.
Koppel in die Hand, fünf Taxen her, in die Innenstadt.
Dort brechen sie in den Saal, der Doktor, den ein einziger Fausthieb eines Rotfrontmannes erledigen könnte, vorneweg, an der Spitze.
In einer knappen Viertelstunde ist der Saal von der Kommune geräumt und gesäubert.
Mit hochroten Wangen lachen sich Karl und Kurt an.
"Na, was sagst du zum Doktor?"
Es braucht keiner dem anderen eine Antwort zu geben.

4.

Der Arbeiter Schulz bummelt wieder einmal durch die Straßen. Aber er ist diesmal in keiner resignierten Stimmung, sondern angefüllt von einer beinahe schmerzenden Unruhe. Er friert innerlich und äußerlich. Vier Wochen Gefängnis wegen tätlicher Beleidigung und Körperverletzung, das war kein Ferienausflug und keine Erholung.
Er hat diese ganze Zeit unablässig darüber nachgegrübelt, ob er nun eigentlich wegen jener Ohrfeigen oder wegen der verwünschten NSDAP. eingesperrt worden ist. Er kommt zu kei-

nem Ergebnis. Nur der Gummiknüppel, dessen ist er sich bewußt, der galt der NSDAP. Er weiß selber nicht, warum er angab, Nazi zu sein. Er weiß überhaupt nichts mehr und er ist mit sich und der Welt nicht recht einig.
Bedrückt trottet er um die Ecke Bellealliance- und Bergmannstraße.
Eigentlich, denkt er, müßte ich jetzt hingehen zu diesen Nazis und ihnen sagen: ich habe für euch gesessen und für euch Prügel bezogen und nun gehöre ich ja wohl zu euch, wie?
Dann denkt er an den Grauäugigen. An den muß er überhaupt sehr oft denken. Ob das ein Arbeiter war? Ob die Nazis überhaupt Arbeiter waren? Er mußte herausbringen, was es damit für eine Bewandtnis hatte.
Vor einer Litfaßsäule an der Zossener Ecke bleibt er zerstreut stehen. Da klebt ein blutrotes Plakat.
Die Kommune, denkt er. Aber dann sieht er, daß dieses Plakat gar nicht von der Kommune handelt.
"Heraus zur Massenversammlung!" heißt es da. "Spandau", heißt es in großen Lettern weiter. "Es spricht der Gauleiter Dr. Joseph Goebbels über das Thema: Der deutsche Arbeiter und der Sozialismus ...Freie Aussprache für SPD. und KPD..
Deutsche Arbeiter, erscheint in Massen!...NSDAP.-Berlin."
Der Arbeiter Schulz besieht sich dieses Plakat ganz genau. Erstens, überlegt er, hat dieser Goebbels Mut. Und zweitens muß man sich dieses Thema anhören: Der deutsche Arbeiter und der Sozialismus.
Schulz, hör mal zu, bist du ein deutscher Arbeiter oder nicht?
Ja?
Dann also los, Arbeiter Schulz, auf nach Spandau! Und Schulz zählt seine Groschen. Fünfzig Pfennige. Gut, Arbeiter Schulz, für fünfzig Pfennige kommst du nach Spandau.
Bevor aber Schulz nach Spandau kommt, hat er noch ein Erlebnis, das ihm durch Mark und Knochen fährt.
An der Bergmannstraße bleibt er stehen. Da kommt nämlich ein kleiner Leichenzug. Ein jämmerlicher Leichenzug, winziger Sarg, gezogen von zwei abgemagerten Kleppern. Hinter dem Wagen trotten vielleicht hundert Menschen, die genau zu diesem ganzen Zug passen, armselig wie der Sarg, ausgehungert wie bei beiden Pferdchen.
Die Männer haben uralte, geflickte Militärmäntel an oder abgetragene Paletots mit viel zu kurzen Ärmeln, die Frauen Umschlagetücher und schäbige Filzhütchen.
Schweigend und bescheiden gehen sie nebeneinander her. Sie sehen nicht nach rechts und nicht nach links. Manche Männer tragen den Hut in der Hand sehen vor sich hin.
Am Marheinecke-Platz gibt es eine plötzliche Stockung.
Schulz sieht verwundert, daß der Kutscher die Pferde zurückreißt und dann sieht Schulz empört, daß ein Stein geflogen kommt.
Warum wird denn hier mit Steinen geworfen? denkt er verblüfft. Aber dann muß er sich schleunigst in einen Hausflur zurückziehen, denn jetzt prasselt es geradezu von Steinen um den Leichenzug.
Weiber und junge Burschen laufen neben dem Totenwagen auf und ab und schimpfen und jagen Frauen, Kinder und Männer auseinander. Sind die verrückt geworden? denkt Schulz und kann die ganze, gespenstige Sache nicht begreifen.
Jetzt sieht er, daß die armseligen Pferde bluten, sie steigen hoch, geängstigt, und jetzt gehen sie durch. Hinter ihnen her fliegen wieder und wieder Steine ohne Zahl. Der Wagen schwankt und der kleine Sarg darauf rutscht hin und her und gerade vor der Schleiermacherstraße gleitet der Sarg aus dem Wagen und poltert auf das Pflaster.
Der Arbeiter Schulz wird blaß, so packt ihn dieses vollkommen unverständliche Ereignis. Er starrt auf den Sarg, der nun da liegt, mitten auf der Straße, zersprungen, aufgerissen.
Die beiden Pferde rasen immer weiter, der Hasenheide zu, und die Frauen in ihren Umschla-

getüchern, mit ihren billigen Filzhütchen, stehen laut weinend und an allen Gliedern zitternd in den Hauseingängen, einige sind ohnmächtig zu Boden gesunken, andere starren mit fassungslosen Blicken auf einen Mann, der in seinem zerschlissenen, grauen Militärmantel auf der Straße liegt und sich nicht mehr rührt.
Vor der Markthalle schnattern aufgeregt die Händler und über dieses neugierige Schnattern hinweg hört der Arbeiter Schulz jetzt ein Gebrüll von "Rotfront! - Rotfront! - Rotfront!"
Als das Überfallkommando mit seinen Signalen um die Ecke biegt, ist die Straße leer und still. Die Beamten fangen die Pferde wieder ein, heben den kleinen, armen Sarg wieder auf den Wagen, suchen die verängstigten Frauen und Männer wieder zusammen, helfen den niedergeschlagenen Mann hoch und führen ihn weg. Dann fährt der Polizeiwagen langsam hinter dem Leichenzug her.
Schulz schüttelt den Kopf. Welcher so sehr gehaßte Mann wurde denn hier zu Grabe getragen?
Dann erfährt er es und es gibt ihm einen Ruck. In dem Sarg lag nichts weiter, als ein Kind. Das tote Kind von deutschen, die aus dem Sowjetstaate Rußland ausgewiesen waren. Das tote Kind von Menschen, die den Bolschewiken unangenehm waren.
Deshalb die Steine und deshalb: "Rotfront!"
Der Arbeiter Schulz steht lange da und starrt dem Leichenzug nach, der in der Ferne verschwindet. Er weiß nicht, daß er totenblaß geworden ist vor Scham und Zorn. Er sieht sich um und sieht einen jungen Burschen neben sich stehen, in einer Russenbluse, an deren Verschluß ein Sowjetstern befestigt ist. Er sieht einen kurzen Augenblick in das fahle, feuchte, mit Pickeln bedeckte Gesicht.
Dann schlägt er dem Kerl waagerecht in die Schnauze. Der junge Bursche sagt nicht viel, er wischt sich den Mund ab, hält sich die Backen und stiert Schulz abwesend an und die Leute, die herumstehen, sagen auch nicht viel; nur eine Frau, die mit zwei kleinen Kindern hinter der Gruppe an ihrer Haustür steht sagt laut und deutlich: "Det is schon lange mal fällig."
Der Arbeiter Schulz aber besteigt eine Elektrische und fährt nach Spandau.

*

Der Saal in Spandau hängt dicht voller Rauch und darin murmelt, redet, schwatzt, kluckert, die Versammlung. Bisweilen hört man aus einer Ecke einen Ruf, bisweilen schreit einer einen unverständlichen Satz in den Raum hinein.
Es ist dicke Luft in jeglichem Sinn.
Auf allen Tischen sieht der Arbeiter Schulz Biergläser in Mengen stehen. diese klassische Munition aller politischen Massenversammlungen. Er sieht auch, daß sehr viele Rotfrontmänner im Saal verteilt sind und als er ihre Anzahl abschätzt, denkt er, es seien an die fünfhundert, und er hat mit dieser Ziffer nicht viel vorbeigeschätzt. Die Rotfrontmänner scheinen vorzüglicher Laune zu sein, sie haben sich malerisch aufgebaut, sie trinken sich malerisch zu, sie heben dabei die Hand, ballen sie zur Faust und bewegen die Faust hin und her. Schulz denkt, daß es so aussieht, als ob sie Maß nähmen zum ersten Schlag für irgend jemand, der hier geschlagen werden soll.
Schulz wundert sich im stillen über die Naivität des Doktor Goebbels, der anzunehmen scheint, daß diese fünfhundert Mann wirklich mit dem besten Willen gekommen seien, eine anständige und sachliche Diskussion zu führen. Sie scheinen eher bereit zu sein, ohne viel Redereien dem rheinischen Doktor eine echte, garantiert proletarische Abreibung zu geben.
Unter solchen Überlegungen hat sich der Arbeiter Schulz durchgedrängt bis nach vorne zur Rednertribüne. Es ist nicht die erste politische Versammlung, die er besucht und er hat eine Nase für gewisse Dinge, die in der Luft liegen.
Er weiß zum Beispiel ganz genau, daß es heute abend in diesem Saal Senge geben wird und

der alte Landsknecht und Frontsoldat wacht in ihm auf, er sucht sich unwillkürlich, als er sich für einen Platz vorne entschlossen hat, wie aus Spielerei in seiner Nähe eine Rotfrontvisage heraus, die er ausbügeln will, wenn die Zeit dafür gekommen ist.
Man kann ihm diese rohe Absicht nicht übelnehmen, man kann sie nicht einmal begründen und dichterisch ausschmücken. Der Arbeiter Schulz hat, seit der Sache mit dem Kindersarg, eine dumpfe Wut im Hinterkopf und das ist alles.
Er sieht sich um und entdeckt einen S.A.-Mann in seiner Nähe.
Schulz sagt: "`n Abend".
Der S.A.-Mann betrachtet den Mann, der ihn da grüßt, aufmerksam. Man muß heute abend, wenn man nicht überrumpelt und lächerlich gemacht werden will, auch gegen einen harmlosen Gruß mißtrauisch sein.
"Heil Hitler!" sagt der S.A.-Mann.
"Dicke Luft hier, was?" sagt Schulz zutraulich.
Der S.A.-Mann antwortet aber nur: "Kann sein".
Dann schweigt er.
Und dann bricht unvermittelt ein Riesenkrach im Saale los, Rotfrontrufe und Heil Hitler-Rufe prasseln durcheinander, Schulz steigt auf einen Stuhl und sieht zuerst nichts anderes, als einen Wald erhobener Hände.
Dann entdeckt er hinten im Saal, wo die Eingangstür ist, eine Gruppe hochgewachsener S.A.-Männer, die - dicht zusammengeschlossen - sich nach der Rednertribüne bewegen.
Schulz kann nicht recht sehen, was da los ist.
Aber dann kommt die Gruppe näher und nun entdeckt Schulz, flankiert von kräftigen Braunhemden, einen kleinen, blassen Mann, der mit hocherhobenem Kopf nach vorne kommt.
Nach links und rechts grüßt er mit der ausgestreckten Hand und nach links und rechts lächelt er und seine schneeweißen Zähne leuchten wieder und wieder auf.
Schulz brummt zufrieden vor sich hin, er hat dieses Lächeln gern und das ganze Gesicht gefällt ihm ausnehmend.
In dem Orkan, der nicht abebben will, klettert der Doktor auf die Tribüne hinauf und dann wird es leidlich still.
Und sofort schmettern die ersten lapidaren Sätze in den Saal hinein.
"Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei debattiert offen mit jedem ehrlichen Volksgenossen! Jede Partei wird eine ausreichende Redezeit erhalten. Das Hausrecht allerdings steht, worauf ich von Anfang an hinweisen möchte, uns zu und wir bestimmen die Geschäftsordnung. Sollte sich jemand dieser Geschäftsordnung nicht fügen, so werden wir ihn rücksichtslos an die frische Luft befördern!"
Eine Weile ist tiefes schweigen. Die S.A.-Leute verziehen keine Miene und die Rotfrontmänner sind platt. Schulz, den diese Eröffnung ungemein erfreut hat, ist zumute, als ob die fünfhundert einen Augenblick wie die Fische auf dem Trockenen nach Luft schnappen würden.
Schulz reibt mit beiden Händen begeistert sein Bierglas. Der Mann da oben gefällt ihm ungemein, ungemein!
Dann beginnt der Doktor Goebbels seine Rede. Es sind Sätze, deren Form dem Arbeiter Schulz gefallen, obwohl er sich im allgemeinen einen Dreck aus gut stilisierten Sätzen macht. Aber hier spricht jemand mit einer ungeheuren, anschaulichen Kraft und zugleich mit einer ungeheuren, verborgenen Wucht. Und mit einem ungeheuren, gar nicht verborgenen Haß.
Er redet von dem Sozialismus, den man dem deutschen Arbeiter seit einer Generation versprach. Er zitiert wieder und wieder die Phrasen, die als Einziges von diesem versprochenen Sozialismus übrig geblieben sind.
Schulz muß zugeben, daß der Mann kein Blatt vor dem Mund nimmt.

Es hagelt zuerst von Zwischenrufen aller Sorten, dann werden die Zwischenrufe seltener, bescheidener, leiser. Und schließlich geschieht das Wunder, daß der Redner seine Ansprache in vollkommener Ruhe beenden kann.
Das hat Schulz noch nicht erlebt. Na, denkt er, dann werden wir mal jetzt die anderen Herren anhören. Er sieht einen dieser anderen Herren auf das Podium klettern und beginnen, aber hinten im Saal wird es unruhig.
Und dann wird bekannt, daß draußen auf der Straße zwei S.A.-Männer niedergeschlagen worden sind.
Im Handumdrehen sieht man den Doktor Goebbels auf dem Podium auftauchen, er fährt dem roten Diskussionsredner schroff in die Parade und dem bleibt die Spucke weg.
An der Rampe steht der Gauleiter von Berlin. "Es ist unter der Würde der NSDAP.", sagt er schneidend, "weiterhin den Vertreter einer Partei in ihrer eigenen Versammlung zu Wort kommen zu lassen, dessen Gefolgschaft draußen im feigen Dunkel der Nacht durch Knüppel und Dolch das zu ersetzen versucht, was ihr an geistigen Argumenten offenbar zu fehlen scheint. Wir sind nicht gewillt, auf solche Art mit uns Schindluder treiben zu lassen!"
Ein Hagelwetter von Beifall der Parteigenossen sprengt beinahe den Saal in Stücke und dann weiß Schulz eigentlich nicht, wie das möglich ist, was er jetzt zu sehen bekommt!
Der kommunistische Redner fliegt von einem S.A.-Mann zum anderen S.A.-Mann und die gesamte S.A. im Saale scheint plötzlich aus einem einzigen laufenden Band zu bestehen, und auf diesem laufenden Band rutschen, stolpern, fallen und sausen die Rotfrontmänner an die frische Luft.
Der Arbeiter Schulz ist überhaupt nicht dazu gekommen, sich mit der von ihm ausgewählten Visage zu beschäftigen. Es gefällt ihm ungemein, was da geschehen ist und er trottet zufrieden zum Ausgang.
Da wird er durch eine helle Stimme zurückgehalten, er dreht sich um und sieht einen Mann auf einem Stuhl stehen und dieser Mann ist ihm weiß Gott nicht ganz unbekannt. Es ist der grauäugige.
Der Grauäugige brüllt: "Herein in die S.A.! Hier Aufnahme der S.A.!
Und der Arbeiter Schulz geht langsam zurück und sagt zu dem Grauäugigen hinauf: "`n Abend. Kennen uns ja noch. Gib mal so`n Zettel her."
Und dann begibt sich Schulz an einen leeren Tisch, setzt sich hin, schiebt die Biergläser zur Seite und füllt sorgfältig die Anmeldung aus zur S.A. der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei.

5.

Am anderen Abend liest der S.A.-Mann Schulz die "Rote Fahne". Es ist nicht zum ersten Male, daß er diese Zeitung liest, heute aber liest er sie mit besonderer Neugierde.
Die "Rote Fahne" spuckt Geifer.
Die ganze Versammlung in Spandau, schreibt sie, sei ein einziger, brutaler und blutiger Überfall auf die harmlosen und wehrlosen Arbeiter von Spandau gewesen.
Die fetten Schlagzeilen über der Schilderung lauten:
"Nazis veranstalten Blutbad in Spandau!"
"Das Alarmsignal für die gesamte revolutionäre Arbeiterschaft der Reichshauptstadt!"
Der S.A.-Mann Schulz grinst. Passiert ist ja eigentlich gar nichts, denkt er, aber was werden diese Hunde schreiben, wenn einmal wirklich etwas passiert. Er liest noch einmal den letzten Satz des Leitartikels: "Das wird euch teuer zu stehen kommen!"
Und dann steckt er die Zeitung in die Tasche. Teuer zu stehen kommen! Wir könnens abwarten, denkt er, und bei dem Wörtchen "wir" wird ihm ganz froh und glücklich zumute. Jetzt ist er also nicht mehr allein auf der Welt. Jetzt gehört er zu jemand. Und jetzt ist er sich ganz klar darüber, daß er auf der schiefen Ebene, auf der dieses sein Vaterland nach unten rutscht,

seinerseits aufwärts zu klettern beginnt und mit ihm viele andere, mit ihm die Männer vom Hakenkreuz Und so Gott will, werden es eines Tages so viele sein, daß es ihnen gelingt, auch das Vaterland wieder nach oben zu ziehen.
Am anderen Tage ist Schulz dabei, als der Doktor Goebbels ein neues Plakat in Auftrag gibt, das vierundzwanzig Stunden später riesengroß und blutrot an allen Litfaßsäulen Berlins klebt.

"Der Bürgerstaat geht seinem Ende entgegen!
Mit Recht!
Denn er ist nicht mehr in der Lage, Deutschland frei zu machen! Ein neues Deutschland muß geschmiedet werden, das nicht mehr Bürger- und nicht mehr Klassenstaat ist, ein Deutschland der Arbeit und der Disziplin!
Für diese Aufgabe hat die Geschichte dich ausersehen: Arbeiter der Stirn und der Faust!
In deine Hände ist das Schicksal des deutschen Volkes gelegt! Denke daran!
Steh auf und handle!

Am Freitag, den 11. Februar, abends 8 Uhr, spricht in den
Pharus-Sälen,Berlin N, Müllerstraße 124, Pg. Dr. Goebbels über:
Der Zusammenbruch des bürgerlichen Klassenstaates!"

So lautet das Plakat und die Kommune brüllt hysterisch auf. Das war die tollste Provokation, die man ihr jemals unter die Nase gehalten hatte.
Die "Rote Fahne" schrie sich heiser: "Wer es wagt, den Boden des Berliner Nordens zu betreten, muß wissen, daß er mit den harten Fäusten des Berliner Proletariats Bekanntschaft macht! Kein Faschist wird lebendig die Pharus-Säle verlassen! Haut die Arbeitermörder zu Brei, die es wagen, den Saal, in dem die Parteitage des revolutionären Proletariats stattfinden, auch nur zu betreten! An der Stelle, an der Karl und Rosa zum Proletariat sprachen, hier, wo die Führer der Weltrevolution die mitreißenden Losungen revolutionären Massenkampfes ausgaben, hier, wo nicht einmal die Sozialfaschisten der SPD. zu sprechen wagen, hier soll der Oberbandit von Berlin provozieren dürfen?
Proletariat von Berlin!
Verteidige dich gegen die blutigen Horden des Faschismus!
Ihr Herren vom Hakenkreuz, merkt es euch:
Am Freitag ist das revolutionäre Proletariat zur Stelle!
Am Freitag werden Arbeiterfäuste euch zertrümmern!
Der rote Wedding dem roten Proletariat!
Es lebe Sowjetrußland! Es lebe die Weltrevolution!"
So lautete die Erwiderung der Kommune auf das Plakat des Doktor Goebbels. Sie klang verteufelt ernst. Der Gauleiter der NSDAP. in Berlin hatte das Schicksal der Bewegung in der Reichshauptstadt auf eine einzige Karte gesetzt.
Und diesmal wurden auch gleichgültige Kreise aufmerksam. Ganz Berlin wurde nervös. Ganze Stadtteile im Norden und Osten fieberten. Die politisch erfahrenen Massen der Arbeiter waren sich darüber klar, daß eine ungeheure Saalschlacht unausbleiblich sei.
Deshalb forderten die bürgerlichen und die sozialdemokratischen Zeitungen ängstlich ein Verbot dieser Versammlung.
Unterdessen bezog die S.A. ihr Horchposten. Die Patrouillen trugen Zivil und überschwemmten in kleinen Trupps zu zweien und vereinzelt die nähere Umgebung der Pharus-Säle.
Der Grauäugige nimmt sich den neuen S.A.-Mann Schulz mit und bei dieser Gelegenheit erfährt Schulz zum ersten Male den vollen Namen seines neuen Freundes.

"Übrigens heiße ich Karl Schindler", sagt der Grauäugige, "ich bin Werkstudent, wenn dich das nicht stört."
´Schulz brummt etwas vor sich hin, was soviel heißen sollte, daß ihm das total gleichgültig sei.
Und dann tigern sie zusammen los. Am selben Abend soll die Versammlung stattfinden und das Gefechtsfeld muß erforscht und studiert werden.
"So schlimm kanns ja nicht werden", sagt Schulz, "mehr als totschlagen können sie einen ja nich."
Karl sieht ihn von der Seite an. Dann bemerkt er ernst: "Doch. Sie können dich mehr als tot-schlagen. Das weißt du wohl noch nicht, was? Es gibt noch Schlimmeres. Und wenn sie es können, dann machen sie es auch. Hättest dabei sein müssen bei Leuna und in DS. Das wa-ren keine Menschen mehr, sag ich dir und..."
Karl bricht ab, er mag nicht gerne davon sprechen. Es ist ihm immer noch ein schauerliches Rätsel und es wird ihm Zeit seines Lebens ein schauerliches Rätsel bleiben, wie es möglich war, daß Brüder der gleichen Heimat, Brüder des gleichen Volkes, Brüder des gleichen Blu-tes sich gegeneinander wie die Bestien benehmen konnten.
Schulz unterbricht ihn in seinen Grübeleien. " Ach so!" sagt der alte Feldsoldat Schulz. "Solche dreckigen Geschichten? Das haben wir in Belgien auch erlebt, da kannste nischt ma-chen, det is das Stück Vieh im Menschen!"
Karl sieht seinen Kameraden wieder heimlich von der Seite an. Karl ist zwanzig Jahre alt und hat den Krieg nur daheim erlebt. Und er hat immer einen ungeheuren Respekt vor einem Mann gehabt, der im Felde gewesen ist. Und der Grauäugige ist plötzlich etwas schüchtern. "So?" sagt er. "Da war es auch so, mit so Bestien...?"
Der S.A.-Mann Schulz nickt. "Mehr als einmal. Aber weißte, wie mir heut zumut ist? Mensch, det is heute so, wie damals am Kemmel. Liegst in einem Dreckloch und hörst und siehst nischt mehr und bibberst von oben bis unten. Nich weil du Angst hast, du bibberst ein-fach, vastehste? Und hast eene Sauwut im Leibe. Und ejalweg links und rechts hauen dir die Brocken um die Fresse. Un in vier Stunden is der Angriff. In vier Stunden gehts los. Denn mußte raus aus deinem Loch. Ob de wiederkommst, weißte nich, is dir auch janz ejal. Kann sein, kann nich sein, daß de wiederkommst. Aber det du rausjehst, det weißte janz jenau. und det weiß jeder. Kannste mir nun sagen, warum du rausjehst und nich in deinem Loch hocken bleibst?"
Karl schweigt.
Und der Unteroffizier Schulz erklärt ihm die Kiste:
"Weil de weißt, wat los is. Weil de weißt, daß es sein muß. Weil de weißt, daß die Sache eenen bestimmten Sinn hat. Und weil de dir janz klar darüber bist, daß eener für alle is und alle für eenen. Und jenau so is mir heut zumut."
Sie gehen aufmerksam die ganze Umgebung der Pharus-Säle ab. Sie begegnen anderen S.A.-Männern, aber sie kennen sich offiziell nicht. Und sie wissen alle beide, worauf sie zu achten haben.
"Drei Steinhaufen links", sagt Karl einmal und notiert sich heimlich dieses Munitionsdepot..
"Blumentöppe ohne Blumen im Eckhaus", meldet Schulz und Karl notiert sich auch das.
"Kneipe links", sagt Schindler, "schmaler Eingang daneben. Merk dir mal det kleine Lokal. Altes Feldschlößchen heißt es, steht darüber. Wenn de türmen mußt, ja nich darein. Is nischt für dich."
Vor dem "Alten Feldschlößchen" lungert ein blutjunger, fetter Bursche herum, der eine kalte Zigarette an der Unterlippe kleben hat. Ab und zu wiegt er sich ein wenig in den Hüften, schiebt die blaue Schirmmütze aus der Stirn, daß ihm das lange schwarze Haar beinahe auf die Nase fällt. Jetzt streift er die beiden S.A.-Männer mit einem flüchtigen Blick und dann dreht er sich um und sagt einige halblaute Worte zur offenen Tür hinein, dreht sich wieder

zur Straße.
"Paß auf!" murmelt Karl.
Der junge Bursche setzt sich phlegmatisch in Bewegung und schlendert zu den beiden her. Hinter seinen schweren Augenlidern liegen träge und tückische Pupillen. "Wohl fremd in die Gegend, wa?" sagt er und bewegt vor Faulheit kaum die Lippen dabei.
Aber Karl weiß, was er von dieser anscheinenden Faulheit zu halten hat.
Und der Arbeiter Schulz weiß es beinahe noch besser. Diese Typen kennt er mehr als genug.
"Werd nich mehr lange fremd sein", sagt Schulz, "ha ne Braut hier. Weeste `n Zimmer?"
"Nee. Und der?" Der Bursche, die Hände in den Taschen, zeigt mit dem fetten Kinn auf Karl.
"Der jeht mit suchen."
Sie bekommen noch einen trägen Blick zugeworfen, dann bleibt der Kerl zurück, aber dann und wann dreht er noch den Kopf zu ihnen herüber. Jetzt tritt er zu einer Gruppe, die vor dem "Alten Feldschlößchen" steht. In diesem Augenblick biegt Schulz rechtwinklig beim nächsten, besten Hauseingang ab, pinschert mit Karl vergnügt über drei Höfe, macht links um und sie kommen in der Brüsseler Straße wieder gemächlich zum Vorschein.
"Siehste", sagt Schulz zufrieden.
Es ist erst vier Uhr am Nachmittag, aber die Straßen in dieser Gegend sind schon voller Menschen. Sie stehen zumeist noch müßig herum, sammeln sich in Gruppen vor den Schaufenstern, stehen vor den Hauseingängen oder bummeln auf und ab.
Eine merkwürdige Hitze dampft in diesen Straßen, eine Hitze, die nicht von der Sonne kommt und nicht aus der Luft.
Um fünf Uhr beginnen die Menschenmassen, sich langsam und stetig den Pharus-Sälen zu nähern. Um halb sechs brummt das Gebäude wie ein ungeheurer Bienenstock und in die Eingänge hinein quetschen sich ununterbrochen Menschen.
Um sechs Uhr sind die Pharus-Säle gefüllt.
Um sieben Uhr werden sie polizeilich gesperrt.
Schulz und Schindler haben sich in der Nähe des Podiums aufgestellt, sie bleiben stur an einer Tischecke stehen und sie wissen, warum sie da so stur stehen bleiben wollen. Auf dem Tisch haben sie sich, ohne sich erst miteinander zu verständigen, ein Dutzend Biergläser zurechtgestellt.
Es ist treibhausheiß im Saal, daß man kaum sich bewegen kann, ohne in Schweiß auszubrechen. Es ist unmöglich, die ganze Länge des Raumes zu überblicken, denn die hintersten Ekken sind vollkommen von blauen Wolken vernebelt.
Schulz und Schindler sehen gelassen in den lauten Trubel. Sie brauchen gar nicht lange zu rechnen. Nach wenigen Blicken haben sie festgestellt, daß zwei Drittel aller Anwesenden der Kommune angehören. Das macht den beiden weiter keine grauen Haare.
Die Kommune trinkt. Ketten von leeren Biergläsern werden auf allen Tischen sichtbar. Die Kommune trinkt. Nicht weil sie einen unlöschbaren Bierdurst hätte. Sie trinkt, um leere Biergläser zu bekommen. Und die beiden S.A.-Männer sehen das wohl.
Manchmal kreischt eine grelle Frauenstimme auf. Manchmal geht ein Grollen an den Wänden entlang. Aus dem Krater von Menschen in der Mitte wirbelt ein ununterbrochenes Stimmengewirr. Wie die Brandung eines Meeres wogt der Lärm auf und nieder, wird leiser und wieder lauter.
Die Pharus-Säle sind in dieser Stunde nichts anderes, als ein einziger, überheizter Kessel von Menschenleibern und jeder Menschenleib ist wieder ein überhitztes Gefäß von Leidenschaften.
In diesem Augenblick, da Schulz das alles mit wenigen Blicken umfaßt, ist er stolz, wie noch niemals in diesen Tagen, daß er ein S.A.-Mann ist. Er sieht sich nach seinen Kameraden von der S.A. um.

Die S.A. steht eisern und kalt.
Die Gesichter dieser Männer bleiben unbeweglich. Und diese Unbeweglichkeit ist wahrhaftig keine militärische Pose, sondern nur ein Ausdruck von furchtbarem Ernst. Sie wissen, in welches verhängnisvolle Dschungel sie sich gewagt haben und sie sind entschlossen, sich nicht irre machen zu lassen. Keiner von ihnen ist sicher, ob er nicht am Abend dieses Tages in irgendeinem Krankenhaus erwachen wird oder auch überhaupt nicht erwachen.
Darüber aber machen sie sich wenig Gedanken. Sie haben den Gauleiter zu schützen, diesen Doktor, der tollkühn den boshaftesten, grausamsten und niederträchtigsten Feind im Genick packen will.
Kalt und eisern steht die S.A.
Gegen acht Uhr holpert ein sehr unelegantes, sehr altersschwaches Auto die Müllerstraße entlang. In der Nähe der Pharus-Säle muß es ganz langsam fahren, weil dichte Menschenschwärme die Straße füllen.
Es beginnt leise zu regnen.
Vor den Sälen steht eine Menschenmauer und in ununterbrochenen Sprechchören donnert es aus diesen Mauern:

"Rot Front -
schlägt die Faschisten -
zu Brei - zu Brei - zu Brei."

In schaurigem Echo hallt dieser Schlachtruf von den Häuserwänden wider.
Das Gesicht des Doktors im Wagen ist schmal, die Haut liegt merkwürdig gespannt über den Backenknochen, die Lippen sind ganz leicht spöttisch gekräuselt und dem S.A.-Führer, der sich jetzt durch die dichten Gruppen mühselig einen Weg bahnt, brennen zwei dunkle Augen entgegen.
"Pharus-Säle seit einer Stunde polizeilich gesperrt!" meldet der Diensthabende. "Zwei Drittel Rotfront. Ganz dicke Luft!"
"Danke!" sagt Goebbels.
Als er den Saal betritt, bricht beinahe die Decke herunter und die Wände platzen auseinander, so höllisch ist das Gebrüll, das ihn empfängt. Sofort, kaum ist der Doktor im Saal, stürzt sich ein Kerl auf ihn, aber er wird von den mächtigen Fäusten eines Rotfront-Führers ironisch zurückgehalten.
"Sachte, sachte, mein Junge", grinst der Rotfrontmann und schiebt den Jungen hinter sich, "erst mal rinlassen. Wollen uns den Affen erst mal bekieken, bevor wir ihn uffn Arm nehmen."
Der Doktor sieht den Mann kühl an und geht weiter. es muß ihm vorkommen, als ob die dreitausend Menschen, die den Saal füllen, überhaupt nur aus Rotfront bestünden. Menschentrauben toben ihm entgegen. Verzerrte Gesichter links und rechts, Haß, Haß, Haß.
"Achtgroschenjunge!"
"Arbeitermörder!"
"Bluthund!"
"Faschistenschwein!"
"Dreckiger Lump!"
"Komm nur mal ran!"
"Zerkrümelt doch den Hund!"
"Nieder, nieder, nieder!"
"Heil Moskau! Heil Moskau!"
"Haut ihm die Fresse kaputt!"
"Schlagt ihn doch in die Schnauze!"

"Lausejunge, verdammter!"

Der S.A.-Mann Schulz steht eisern und kalt, wie alle seine Kameraden, inmitten dieses ausgebrochenen Vulkans von Wut und Haß. Er denkt in diesem Augenblick ganz merkwürdige und beinahe sanfte Dinge. Er denkt, wie es einem Menschen zumute sein muß, über den ganze Kübel und Fässer von Unflat ausgeschüttet werden. Einem einfachen Mann, denkt er, macht das vielleicht weiter nichts aus, aber diesem kleinen Doktor, ein Mensch von Bildung und Format, ein Mensch voll Empfindung und Phantasie, geschult in Wissenschaften, mit einen sorgfältig geschliffenen Gehirn, einer, der so aussieht, als ob er den harten und groben und rücksichtslosen Widerständen des Daseins nicht ganz gewachsen wäre...
So denkt der Arbeiter Schulz beinahe zärtlich und besorgt, aber dann reißt ihn ein anderer Orkan aus seinen Gedanken.
Die S.A. steht nicht mehr eisern und kalt.
Aus der S.A. schießt eine rasende, himmelhohe Fontäne und schleudert alles andere zur Seite, ein Tornado aus allen Ecken und Winkeln:

"Heil Hitler!"

"Heil Hitler!"

"Heil Hitler!"

Kreischende Sturzbäche von Gebrüll fallen über diesen Ruf her und versuchen, ihn wegzuschwemmen. Manchmal scheint es, als ob es gelingen würde, aber wieder und wieder hört Schulz durch den Sturm die Rufe der S.A. und der Partei brausen und er selber schreit sich die Kehle wund.
Der ganze Raum gleicht einem Raum voller Tobsüchtiger. Und in diesem Irrenhaus versucht jetzt der S.A.-Führer - Daluege heißt er -, der die Versammlung leitet, Ruhe zu schaffen und die Versammlung zu eröffnen.
Es ist unmöglich.
Als er die Hand hebt, brüllt ihm ein tausendstimmiges, höhnisches Gelächter entgegen.
Der Doktor sieht beinahe nachdenklich in diese berstende Menschenlandschaft.
Karl und Schulz scheinen auf einmal magere Gesichter bekommen zu haben, es sind die Gesichter von Männern, die zum Sturm antreten und die alles hinter sich lassen, was sie noch an Empfindungen bewegen könnte. Es gibt jetzt keine Empfindungen mehr.
Ein baumlanger S.A.-Mann geht an ihnen vorbei, streift sie mit einem kalten Blick.
„Gleich geht's los!“ sagt er heiser und seine Augen funkeln, er nickt ihnen zu, als ob er sie aufmuntern wollte, dann klettert er aufs Podium hinauf.
Je lauter das Wetter im Saale tobt, desto leiser sprechen sie auf dem Podium und desto aufmerksamer beobachten sie den Raum.
Der lange S.A.-Mann ist hinter den Doktor getreten und flüstert ihm ins Ohr: „Doktor, wenn det schief jeht, sin wir erledigt.“
„Und wenns gut geht“, antwortet der Doktor beinahe heiter, „dann haben wir`s für immer geschafft.“
Unten im Saal ändert die Kommune ihre Taktik. Es ist nicht gerade stiller geworden, aber das Geräusch der Stimmen ist gleichförmiger und nicht mehr so ungeheuer aufreizend, man versteht einzelne Rufe.
Und jetzt zeigt sich ihre Taktik:
Sobald der Versammlungsleiter zum Sprechen ansetzt, erhebt sich irgendwo im Saal ein Kerl und brüllt: „Zur Geschäftsordnung!“

Und die Kommune brüllt aus tausend Kehlen mit:
„Zur Geschäftsordnung!“
Einmal dreht sich Schulz, wie von Taranteln gestochen, auf dem Absatz herum, jemand hat dicht neben ihm diesen blödsinnigen Zwischenruf gemacht und er faßt den Burschen ins Auge. Stößt Karl in die Rippen. „Du, den kenn ick doch!“
„Feldschlößchen!“ erwidert Karl.
Schulz geht eine Bogenlampe auf. Natürlich! Das war der fette Mehlwurm, der sie angesprochen hatte. Er kneift die Augen zu und merkt sich den Jungen.
Und dann wenden Schulz und Karl ihr Augen nicht mehr vom Podium. Dort scheint etwas vorzugehen. Etwas Drohendes liegt über dem kleinen Doktor und seinen Begleitern. Sie stehen jetzt vollkommen bewegungslos und sehen schweigend und starr in den Saal hinunter, als ob sie etwas dort suchen würden. Und dann geschieht etwas Unfaßbares, daß Schulz sich auf die Lippen beißen muß, um nicht aufzubrüllen. Der Doktor Goebbels hat sich plötzlich vorgebeugt. Und der S.A.-Führer hat leicht die Hand gehoben.
Und dann sieht Schulz, daß die S.A.-Männer, in Uniform und Armbinde, verwegen, schweigend und aufrecht, kalt und ernst, mitten in die Hölle hineingehen, in diese brüllende, keuchende, heulende Hölle. Sie bahnen sich, als ob sie furchtbare Maschinen wären, einen Weg durch die tobende Menge und dann fegen sie einen der Hauptschreier von seinem Stuhl herunter, schleifen ihn durch den Saal und bevor jemand überhaupt versteht, was da vor sich geht, steht der Schreier totenblaß und zitternd auf dem Podium. Wie in einem einzigen Herzschlag wissen Schulz und Karl in derselben Stunde, was sich jetzt ereignen wird.
Und es ereignet sich.
Die Kommune, die einen Augenblick erschlagen und erstarrt in vollkommenen Schweigen saß, explodiert.
„Kopp weg!“ brüllt Karl und im selben Augenblick zersplittert hinter ihnen das erste Bierglas an der Wand. Sie sehen noch, wie sich der festgenommene Schreier vom Podium herunter zurück in die menge stürzt und dann…
Und dann beginnt die Saalschlacht.
Mit einem Schlage ist der ganze Saal ein einziges Inferno. Dreitausend Menschen schlagen und brüllen los. Durch den Rauch wirbeln und blitzen Biergläser und zerschellen irgendwo, auf einem Tisch, an einer Wand, in einem Gesicht. Ein regen von Scherben prasselt überall herunter. Stühle werden unter wahnsinnigem Geheul zerbrochen, Stuhlbeine werden geschwungen und dann hört man die ersten Schreie der Verletzten.
In der Mitte des Saales hat sich eine Art Rote Garde gebildet, dort stehen sie dicht zusammen, auf Stühlen und Tischen und von daher fegen sie ganze Salven von Biergläsern auf die Tribüne, ein Regen aus scharfen Glassplittern saust auf die S.A. und den kleinen Doktor. Die Lampen zersplittern, Flaschen sind herbeigeschafft worden und wirbeln über die Köpfe, Teller durchschneiden die Luft, Gläser bersten und Menschen sinken zusammen, krümmen sich am Boden, werden niedergetrampelt, suchen jammernd zu entfliehen.
Die Schlacht wird toll.
Das ununterbrochene Brüllen, Schreien, Rufen, Schluchzen, Weinen und Heulen und Jammern und Fluchen und Keuchen ist so furchtbar, daß es zu einem einzigen, gesammelten, zusammengeballten Schrei geworden ist, darinnen man den einzelnen Laut nicht mehr unterscheiden kann.
Die Kommune ist zur rasenden Bestie geworden und die Sache Adolf Hitlers scheint verloren.
Der Angriff hat mit solcher Wucht eingesetzt und wird mit solcher beispielloser Erbitterung geführt, daß das Häuflein Nationalsozialisten von dieser Woge einfach weggespült worden zu sein scheint.
Aber wenn man von einem heiligen Willen des fernen Führers sprechen kann, so kommt

jetzt dieser heilige Wille des fernen Führers über die S.A. und über jeden Parteigenossen im Raum.
Als ob plötzlich ein unhörbarer Befehl gegeben worden sei, als ob plötzlich eine unsichtbare Fahne entrollt wäre, als ob plötzlich ein Signal einhergesungen käme, so sieht man jetzt eine beispiellose Wendung.
Die Nazis haben sich zum Sturm erhoben.
Ihre Arme arbeiten rasend, ihre Fäuste trommeln. Sie haben nichts in der hand, kein Stuhlbein, kein Bierglas, kein Messer, keine Flasche. Mit ihren nackten Fäusten räumen sie auf. Und sie räumen wahrhaftig nicht unter Stoffpuppen auf. Das Blut rinnt über ihre Gesichter. Viele von ihnen stürzen wie gefällt unter Flaschen und Biergläsern zusammen. Ganze Stühle werden auf ihren Köpfen zerbrochen. Auf dem Boden wälzen sie sich da und dort, aber jeder, der sich da wälzt und noch nicht die Besinnung verloren hat, wälzt sich mit einem Rotfrontmann und läßt ihn nicht los.
Die S.A. arbeitet wie ein auserlesener, genau eingearbeiteter, prachtvoller Sturmtrupp. Schulz und Schindler haben sich längst auf die Tribüne geschwungen und von hier aus fegen sie Bierglas um Bierglas hinunter. Dann erwischt der S.A.-Mann Schulz zu seinem Entzükken einige Dutzend Flaschen und jetzt da nicht der S.A.-Mann Schulz, sondern der Unteroffizier Schulz aus der dritten Kompanie, der Spezialist für Handgranatenwerfen. Flasche um Flasche saust aus seinen wohlgeübten Händen. Und so sehr hat ihn das geheimnisvolle Entzücken der Schlacht gepackt und hingerissen, daß Karl neben ihm zu seiner Verblüffung hört, daß Schulz vor jedem Wurf unverständliche Zahlen vor sich hinschreit:
„Einundzwanzig“
„zweiundzwanzig“
„dreiundzwanzig“
Und dann fegt die Flasche in flacher Kurve durch den Saal. Karl, der ein Kind war, als Krieg war, weiß nicht, daß es die Schußformel ist, wenn man scharfe Handgranaten wirft. Auf „dreiundzwanzig“ muß sie aus den Händen sein, soll sie nicht dem Werfer in die eigene Fresse springen. –
Blutlachen, Menschenbündel, zerschmetterte Tische. Die ersten Kommunisten jagen aus dem Saale. Die ersten Verwundeten schleppen sich hinaus. Draußen vor den Pharus-Sälen dampft eine riesige Menschenmenge und zittert vor Erregung. Sie hört das Toben und das Brüllen, sie hört das Splittern und Krachen, sie sieht blutende Kommunisten herauskommen. Und jetzt bricht auch hier draußen unter dem freien Himmel die Hölle los.
Es scheint, als ob hunderttausend Weiber zu heulen und zu schreien begännen.
Es mag dieser mörderische Kampf eine Viertelstunde gedauert haben, da weiß die S.A., daß es ihr gelungen ist. Immer mehr Kommunisten jagen aus dem Raum und wenn einer von ihnen, der bewußtlos am Boden lag, jetzt aufwacht, sieht er, daß es in diesem Saal nur noch Hakenkreuzler gibt. Und er hebt sich auf und schleppt sich schleunigst hinaus.
Jetzt wird die andere Seite der schlacht sichtbar.
Der Saal ist ein einziges, furchtbares Trümmerfeld. Die Treppe, die zur Tribüne führt, das Podium, die Tische, die wenigen, ganzgebliebenen Stühle, der Boden, alles ist rot von Blut. Ein furchtbarer Geruch liegt über dem verlassenen Schlachtfeld, auf dem jetzt Sanitäter umhereilen.
Zehn S.A.-Männer müssen weggebracht werden, schwerverletzt.
Und während draußen auf der Straße die Kommune rasend tobt, steht drinnen auf dem Podium plötzlich der S.A.-Führer Daluege, der die Versammlung leitet, an seinem Platz und sagt mit eiserner Ruhe:
„Die Versammlung wird fortgesetzt! Das Wort hat der Referent!“
Niemals werden es die vergessen, die es miterlebt haben: inmitten von Blut und Tod, inmitten einer grauenhaften Landschaft von zerfetzten Kronleuchtern, zerfetzten Tischen, zerfetz-



Propagandafahrt der Berliner S.A. in die Provinz

ten Stühlen, inmitten eines Sees von Scherben und Splittern beginnt Dr. Joseph Goebbels zu der Versammlung von Nationalsozialisten zu sprechen.
Sanitäter und Kameraden schaffen die Verwundeten hinaus. Man hat nach den Krankenwagen telephoniert. Die Krankenwagen müssen gleich da sein.
Die Polizei läßt sich nicht sehen.
Schulz hat eine mächtige Schramme abbekommen, aber sie hat weiter nichts auf sich. Er macht sich um seinen Freund Karl zu schaffen, den er auf einmal aus den Augen verloren hat und den er nun ohnmächtig unten an der Treppe zum Podium findet. Er kann im ersten Augenblick nicht feststellen, was ihm zugestoßen ist und so nimmt er ihn auf seine breiten Schultern, um ihn zu einem Krankenwagen zu tragen. Als sie aus der Tür kommen, fährt Schulz erschrocken zurück und es ist zum ersten Male heute abend, daß er erschrocken ist.
Aber hier draußen ist ja noch eine Hölle los. Die Kommunisten stürzen sich hier auf die wehrlosen Verwundeten, und die S.A.-Männer, die herausgewirbelt kommen, können die armen Kerle gerade noch vor bestialischer Mißhandlung retten und wieder hinein in den Saal schaffen.
Drinnen hört man den Tumult. Und drinnen hört man plötzlich einen schneidenden Schrei: „Doktor Goebbels!"
Der Doktor unterbricht seine Rede, eilt hinunter und hinaus, wo die S.A. mit Mühe die entmenschte Horde von ihren Verletzten zurückhalten kann. Und hier nimmt der Doktor Abschied von seinen schwerverletzten Kameraden. Er drückt jedem von ihnen die Hand, er spricht mit jedem von ihnen herzliche und tröstende und dankbare Worte.
Dann geht er in den Saal zurück und fährt in seiner Rede weiter.
Am Schlusse seiner rede spricht aber er von denen, die draußen in ihrem Blute liegen, und in diesem Augenblick spricht er das große und stolze Wort vom unbekannten S.A.-Mann, „der Tag für Tag seine Pflicht tut, einem Gesetz gehorchend, das er nicht kennt und kaum ver-



Märkertag der Berliner S.A.

steht. Dem man vielleicht irgendwo und irgendwann den Schädel einschlagen wird, weil er groß ist, weil er über dem Mob steht und Wege weisend seinem Volk voranschreitet. Der aber trotzdem still, keusch, groß und tapfer seine Pflicht tut, für ein Reich, das kommt. Vor ihm stehen wir in Ehrfurcht und nehmen die Mützen ab. Aus seinem Blute wird einst Deutschland auferstehen, aus dem Blute des unbekannten Kämpfers. Gedenken wir seiner!"
Schweigend und erschüttert erhebt sich die Versammlung.
Dann marschieren die Nationalsozialisten, von S.A. geschützt, mitten durch die tobenden und brüllenden Horden der Kommunisten ab.
Es war ein Abend, der die Bewegung in Berlin entschied. Der Aufmarsch der deutschen Freiheitsbewegung in der Reichshauptstadt hatte begonnen.
In den nächsten tagen tauchen die Verwundeten in ihren weißen Verbänden wieder auf, sie tragen sie wie Orden. Die Augen des Doktors ruhen oft auf ihnen und er weiß, warum.
Aus 600 Parteimitgliedern wurden 3000.

6.

"Berlin bleibt rot!" schreit es von allen Zäunen. "Tod den Faschisten!" künden die Mauernfronten. Aber die S.A. marschiert.
Die S.A. schlug die Schlacht in den Pharus-Sälen, eine Handvoll Männer.
"Berlin bleibt rot!"
Aber Schulz und Karl gründen ein Sturmlokal.
Karl hat im Handumdrehen einen Keller ausfindig gemacht, einen richtigen, waschechten Toppkeller. Und das Beste an ihm ist, daß man nur von der Straße aus an ihn heran kommen kann. Den Hauseingang hat man unter Aufsicht, wenn man aus einer kleinen Luke sieht. Diese Luke liegt hinter dem Haustor und also kommt keiner herein, den die S.A. nicht hereinlassen will. Die Fenster kann man verriegeln und außerdem von innen mit Holzläden zusperren.
Man könnte auch diese Läden noch mit Eisenblech beschlagen, meint Schulz, dann kommt keine Kugel durch. Und überdies sind die Mauern dick und solide und man kann Krach ma-

chen, soviel man will, es hört niemand im Haus und auf der Straße -
"Also", sagt Schulz, "wat nun?"
"Weißt du nich so`n altes Feldbett?" fragt Karl zurück.
"Nee, wozu een altes Feldbett?"
"Für`s S.A.-Heim!"
Schulz zieht die Stirn kraus. "Nee, een Feldbett weiß ich nicht, aber Bretter weeß ich eene ganze Menge. Die liegen beim Volkspark. Die kannste holen. Und dann kannste een Feldbett draus machen. Zwei sind überhaupt besser."
"Und Strohsäcke?"
"Mensch, die stoppen wir selber zusammen."
"Und denn unten det Bett mit Gurte, was? Da pennt man viel schöner."
"Und einen Tisch brauchen wir auch."
"Selbstmurmelnd. Und Stühle etwa nicht?"
"Und sone Art Schrank, wa?"
"Und `n Ofen, Mensch, `n Ofen! Im Winter woll`n wir doch ooch da sein!"
"Is ja noch Winter, Mann! Also `n Ofen!"
"`n paar Bücher wären ooch janz hübsch, wa? Und `n Schachbrett und `n Kartenspiel!"
"Und `n paar Teller, nich?"
"Ans Fenster `n paar kleine Vorhänge, ooch janz nett."
Bei dem Gedanken an Vorhänge, einem luxuriösen Gedanken, einer Vorstellung von Behaglichkeit und Sauberkeit, besteht Schulz darauf, auch einen Schuhabtreter anzuschaffen. "Det keener soville Dreck in den Laden schleppt."
Und dann werden sie übermütig und größenwahnsinnig.
"Eenen Topp zum Kaffeekochen!"
"Und eene Lampe, Mensch!"
"Und Decken zum Schlafen ooch!"
Dann gehen sie also an die Arbeit. Schulz holt die Bretter und Karl, Erich, Fritz, Ede und Gerhard fangen an, zu basteln und zu bauen. Ein Arbeiter, ein Rollkutscher, ein Student, ein Kellner, ein Schupomann und ein Botenjunge. An jedem Abend klappern sie rücksichtslos und unnachgiebig die Parteigenossen ab und holen heraus, was überflüssig scheint und was nicht niet- und nagelfest ist. Daß sie bei einer solchen Tour zwei alte Steppdecken erwischen, macht sie für drei Tage selig. Der Abend, an dem der Keller eingeweiht wird, ist ein Festabend für die ganze S.A. Es ist nämlich das erste S.A.-Heim in Berlin. Die erste Bleibe! Das erste Zuhause!
"Nun kann uns eigentlich nur passieren, daß der Wirt uns rausschmeißt!" sagt Schulz glücklich an diesem Abend und sieht sich in dem Palast um.
Karl fährt auf. "Was? Denn wird er für die Partei gekeilt, dann schmeißt er nicht mehr."
Und das zu tun, wird sofort beschlossen.
Da sitzen sie nun und sind aufgehoben und beieinander. Karl kramt eine unglaubliche Menge alter Wandervogellieder aus, der Rollkutscher wird ehrgeizig und bringt ihnen eine ebenso unglaubliche Menge richtiger, deftiger Berliner Gesänge bei und dann singt Schulz mal so aus Jux Lieder aus der Kommunistengegend. Die sind im Handumdrehen umgedichtet und geben mit wenigen Veränderungen blutrünstige Rundgesänge.
Schließlich entdeckt Erich seine poetische Ader und von da ab steigen die ersten Sturmlieder in den verräucherten Raum, Mundharmonika und Knautschkommode und Klampfen geben eine zünftige Begleitmusik.

"Die rote Front, schlagt sie zu Brei,
S.A. marschiert, marschiert,
Die Straße frei!" -

"Brüder in Zechen und Gruben,
Brüder ihr hinter dem Pflug,
Aus den Fabriken und Stuben
Folgt unseres Banners Zug!" -

"Der mächtigste König im Luftrevier
Ist der sturmesgewaltige Aar,
Die Vögelein erzittern, vernehmen sie
Sein rauschendes Flügelpaar!" -

"Wir sind die Hitlergarde..." -

"Draußen am Wiesenrand
Hocken zwei Dohlen..." -

Das Heim wächst und blüht und wird immer heimatlicher. Sie haben wahrhaftig sauberes, glattes Linoleum schon auf dem Boden liegen. Der Kaufmann von nebenan hat es gestiftet. Sie haben einen Kanonenofen aufgestellt, da kann man Suppe und Kaffee kochen und ein Schnitzel braten, wenn man mal eines hat. Meistens hat man es leider nicht.
Eines Tages zieht Schulz ganz in den Keller. Er hat es mit der Angst zu tun bekommen, daß irgend jemand einmal all die Herrlichkeiten beschädigen oder stehlen könnte. Außerdem meint er, müsse jemand da sein, der die Befehle in Empfang nimmt und der eine Art Zentrale spielt.
So nach und nach finden sich nämlich gewisse Dinge ein, die bewacht werden müssen. Zum Beispiel die kleine Sammlung von Gummiknüppeln.
Die ist sehr notwendig, denn schon hat die Kommune den Keller ausfindig gemacht, was ja weiter nicht schwierig war, und schon sieht man Burschen, die keiner von den S.A.-Männern kennt, in der Nähe des Hauses herumstrolchen.
Es ist die Zeit gekommen, da ein braunes Hemd - in der Nacht auf der Straße getragen, - den Tod bedeuten kann. Deshalb wird es immer häufiger, daß der eine oder der andere von ihnen die Nacht über im Keller bleiben muß.
Schulz ist es, der eine unfehlbare Nase für dicke Luft draußen hat und er paßt auf wie eine Mutter und wird grob, wenn es sein muß. "Du jehst heute nich hier weg!" knurrt er, wenn er etwas gerochen hat. "Hier haste een Buch, oder willste Schach mit mir spielen. Oder wir singen eens. Die Moskowiter sollen kalte Zehen kriegen. Hier bleibste."
Er ist der Befehlshaber dieses Bunkers unter der erde. Er sichert die Fenster, er verschließt die Tür, er legt sich auch vor die Luke und beobachtet die Straße. Dann zieht er sich an den Ofen zurück und liest Eichendorff, für den er eine abgöttische Liebe hat, seit Karl ihm zum ersten Male ein Gedichtbuch in die Hand gedrückt hat. Oder er brummt sein Lieblingslied vor sich hin: Argonnerwald um Mitternacht. Das paßt beides zusammen. Durchaus.
An der Wand hängt eine große Hakenkreuzfahne. Oft ertappt er sich dabei, daß er verloren und stumm auf diese Fahne starrt, auf das weiße Feld mit dem siegreichen Hakenkreuz. Es geht soviel Kraft aus von diesem Zeichen. Man spürt sie tief da drinnen, wo die Seele wohl sein soll.
Schulz hat einmal etwas von magischen Kräften gehört. Er hat nie viel begriffen davon, und auch nicht viel davon gehalten. Aber so, in diesen Nächten begreift er alles.
In der Welt muß einmal dieses Banner wehen, oder sie geht zugrunde.
"Wieso?" fragt ihn einmal einer.
"Weiß ick nich", zuckt Schulz die Achseln. "Aber es ist so. Brauchst ja bloß ne Weile hinzu-

gucken. Wenn de es denn nich merkst - na, denn könn` wir dich eben nich brauchen."
Ja, so ist der Toppkeller zum Dritten Reich. Und der S.A.-Mann Schulze. Im Frühling 1927.

7.

Es ist ein aufgeregtes Frühjahr. - -
Die S.A. bedeutet schon eine Macht. Ein paar Stürme können es schon wagen, in die Mark zu fahren und dort erzählen und beweisen, daß es jetzt in Berlin außer den Rotfrontmännern auch S.A.-Männer gibt.
In der Reichshauptstadt bummelt S.A. fleißig durch die Straßen, sie sehen sich das Gelände an, auf dem sie einmal, früher oder später, wieder kämpfen müssen. Man hat ihnen Vorsicht befohlen. Sie bummeln in Zivil, ohne das braune Hemd, ohne die braune Hose, ohne die S.A.-Mütze.
Und Schulz paßt scharf auf, daß in seinem Bereich diese kluge Vorsicht eingehalten wird.
Ein blutjunger Kerl kommt einmal frisch, vergnügt und verwegen mit der S.A.-Mütze auf den Kopf in den Keller.
Schulz staunt ihn an. "Du bist wohl ganz und gar blödsinnig geworden, was?" faucht er grimmig. "Wenn se dir bei `ner Versammlung den Kopp eintrimmen, jenügt das, vastehste? Komm mir ja nicht so wieder." Der Junge sieht ihn etwas verständnislos an und dreht verlegen die Mütze in der Hand.
Schulz wird etwas milder. "Bist stolz uff die Mütze, nich? Kannste ooch. Kannste sehr. Is ooch eene Ehrenmütze, wie der Stahlhelm een Ehrendeckel. Hält nur nich so ville aus. Mensch, kiek nich so dämlich. Wenn dir eener mit die Mütze nachts sieht, haste een Pflasterstein im Genick und vier Messer mang die Rippen. Det is nun mal so in dieser feinen Stadt. Aber ick will dir wat verklickern: Een lebendiger S.A.-Mann is mir lieber als eener mit`m Nachruf. Und dem Führer ooch und allens zu seiner Zeit, vastehste?" Der Junge fragt unsicher: "Wat soll ich denn mit die Mütze nun machen?"
Schulz wirft einen Blick an die Decke. "Uffressen sollste sie nich, du Döskopp. Steck se in die Tasche. Schad ihr jar nischt. Und sei stolz, daß du sie in der Tasche hast. Und nun mach keen son verdattertes Jesicht. Vorsicht is ooch die Mutter vom S.A.-Dienst. Und nu komm man mit."
Die beiden gehen schlendern.
Es ist ein Uhr nachts und die Straßen riechen ganz verrückt nach Frühling, nach März, nach lauen Winden, Mädchen spazieren langsamer, als sonst, und bleiben am Kanal stehen, sehen in die Bäume, sehen in das Wasser, sehen irgendwohin ins Weite und träumen.
"Janz schöne Gegend", stellt Schulz friedlich fest. "Bißchen ville Häuser, keene Aussicht, aber ganz nett. Wenn die Balkons mal blühen, sieht et ganz propper aus. Siehste, solange die Leute noch Blumentöppe gießen, sind es eigentlich gar keene Kommunisten...
Wat is denn det hier?"
Er ist an einer Hauswand stehen geblieben und da klebt ein Plakat des Rotfrontkämpferbundes. Die geballte Faust über dem Sowjetstern. Einladung zu einem Sektionsabend.
"Paß auf, ob wer kommt", sagt Schulz vergnügt und der Junge geht einige Meter abseits und äugt nach allen Seiten. Schulz zieht sein Schustermesser und kratzt in breiten, schnellen Schnitten das Plakat von der Mauer. Der Nachtwind nimmt die Stücke spielerisch mit und verteilt sie auf der Straße.
"Da drüben ist noch son Ding", berichtet der Junge.
"Na, dann paß noch mal auf", sagt Schulz und wieder hat der laue Nachtwind ein Spielzeug.
"Und jetzt", sagt Schulz "noch eene kleene Schleichpatrouille in den feindlichen Graben."
Der Junge weiß nicht, was damit gemeint ist. Sie kommen in die Hasenscheide und gehen gleichgültig an vielen Vergnügungsstätten vorbei. Sie bummeln bis zum Hermannsplatz und biegen in die Boddinstraße ein.

Am dritten Haus auf der linken Seite sieht Schulz, was er zu sehen gehofft hat. Karl Schindler steht da und wartet. Schulz pfeift und Karl pfeift zurück und dann stehen sie zusammen. Schulz deutet auf den Jungen. "Hermann heeßt er", sagt er.
Der Student gibt dem Jungen die Hand. Dann wendet er sich zu Schulz. "Nr. 37 ist es", sagt er leise.
Schulz nickt zufrieden. "Eine Geheimdruckerei", erklärt er dem Jungen, "von der Kommune. Wozu sie eene Geheimdruckerei brauchen, weeß ick nich. Det weeß nich mal der liebe Gott. Sie können doch bei der Roten Fahne frei und offen allen Mist drucken, den sie drucken wollen. Wolln und mal den Betrieb ansehen. Luft sauber, Karl?"
"Um hab eins ist der letzte raus. Mit ner dicken Aktentasche. Aber vielleicht haben sie eine Wache da gelassen."
"Werden wir gleich haben", sagt Schulz, "wart mal, ick habe mir doch eene Haarnadel eingesteckt. Hier is se."
In einer halben Minute ist die Haustür geöffnet. Schulz scheint hier Bescheid zu wissen. "Grade aus", flüstert er, "und denn rechts. Laß ja deine Taschenlampe in Ruh, Hermann!"
Sie gehen auf den Zehenspitzen lautlos durch den Hausflur. Rechts geht eine Treppe nach unten. Schulz geht voraus.
"Alles dicht?" flüstert Karl.
"Alles dicht."
Sie stehen im Dunkeln vor einer Tür. Schulz fühlt das Sicherheitsschloß. Er sucht den Zelluloidstreifen aus einer Brusttasche. Eine Kette wird sorgfältig und fachgemäß aus dem Scharbier gedrückt.
Ein leises Knarren und dann stehen die drei in einem Flur, der nach Harz, Spiritus, Farbe, Öl und Terpentin riecht.
Karl schickt einen kurzen Lichtblitz durch den Gang und an dessen Ende entdecken sie eine schwere, eisenbeschlagene Tür.
"Paßt auf Alarmfäden auf!" flüstert Schulz. Er kennt den Rummel.
Aber es geht alles gut. Diese Tür hat nur ein höchst einfaches Schloß und der Schnapper springt sofort auf. Die S.A. steht in der kommunistischen Geheimdruckerei. Die Fenster sind verschraubt, mit festen Läden verschlossen und dicht verhängt.
Sie stehen vor einem großen, rohen Tisch und Karl pfeift zufrieden durch die Zähne. Da heben sie ja alles, was sie brauchen und suchen. Da liegen Photographien in großer Anzahl unordentlich durcheinander, daneben Stempel, Paßformulare, Aufrufe, Listen, Karten und Pläne.
"Na also", sagt Schulz und greift nach einem Heft, schlägt es auf, liest es hastig durch. "Mordliste", sagt er und steckt das Heft zu sich.
Karl hat sich in aller Ruhe einen Stuhl herangezogen und studiert die falschen Pässe und den anderen, außerordentlich interessanten Kram. Da liegen Stempel vom Auswärtigen Amt, Stempel von vier Polizeirevieren, von Berlin, von Essen, von Hamburg und von Leipzig. Da liegen Stempel von Arbeitsämtern und Landarbeiterheimen, Stempel vom Reichswehrministerium und vom Reichstag, Stempel von der Demokratischen Partei und jetzt hält Karl sogar einen Stempel von der NSDAP. in der Hand. "Sie mal an!" knurrt er und steckt den Stempel in die Tasche. Dann sucht er gewissenhaft schon fertig ausgestellte Pässe aus, denen nur noch das Lichtbild fehlt, steckt noch ein paar Stempel zu sich und dann vertieft er sich in die Pläne, die herumliegen.
Schulz beugt sich neugierig über seine Schultern und der alte Soldat weiß sofort, was diese Landkarten von Berlin, vom Ruhrgebiet, von Hamburg und von Mitteldeutschland zu bedeuten haben. Sie sind bedeckt mit roten und blauen Kreisen, mit Pfeilen, Markierungen, Wegankreuzungen und Sperrlinien. "Eine ganz militärische Generalstabskarte", sagt er anerkennend, "Angriffsplan und so." -

Dann, als sie sich ausgesucht haben, was sie brauchen, sehen sie sich den Ofen etwas näher an. Es ist ein Ofen, der für sie sehr praktisch ist. Die Aufrufe fliegen hinein, die Photographien fliegen hinterher, die photographische Ausrüstung wird zerbrochen, das Zeug mit Spiritus begossen und hinterhergeschoben.
Unterdessen setzt sich Schulz an eine kleine Handpresse, die er entdeckt hat und mühselig, aber mit viel Geduld und Spucke druckt er ein privates Plakat:

Heil Hitler

Sie sind fertig und sie haben ausgezeichnet gearbeitet. Das Plakat legen sie auffällig auf den leergeräumten Tisch und dann machen sie sich auf den Rückweg. Zwanzig Minuten nach drei in dieser Nacht treffen sie in ihrem Bunker ein und sortieren, was sie erbeutet haben.
Am anderen Tage bekommt die Politische Polizei am Alexanderplatz einen diskreten Wink. Boddinstraße. Geheimdruckerei.
Aber die Politische Polizei beeilt sich nicht besonders. Und als sie schließlich doch in die Boddinstraße fährt, findet sie nur noch auf einem Tisch ein Plakat liegen und darauf steht mit großen Lettern gedruckt:

Heil Hitler!

Sonst finden die tüchtigen Beamten nichts und sie schütteln den Kopf. Was sollte denn das wieder vorstellen? Seit wann drucken die Kommunisten für Hitler Plakate?
Und der Hauptmann Fichtefachs im Polizeipräsidium brütet eine volle Stunde über diesem geheimnisvollen Plakat. er versteht die Welt nicht mehr ganz.

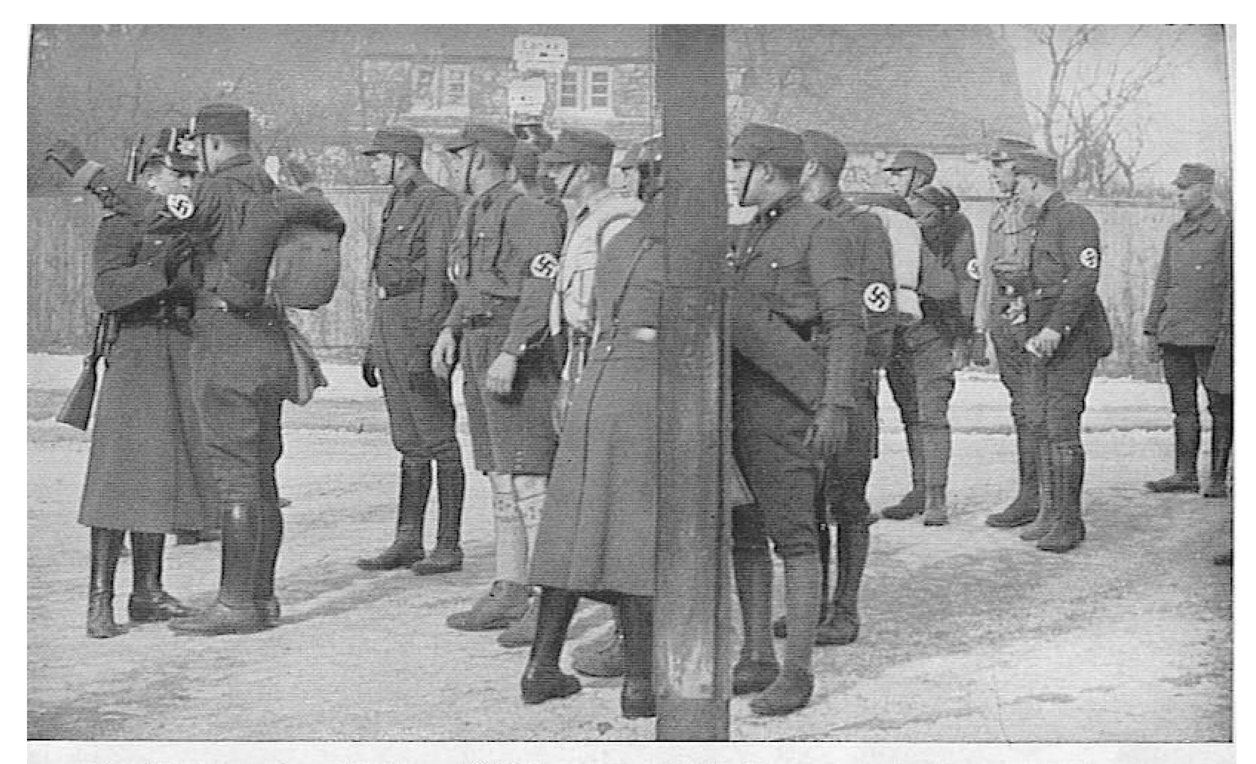
8.

Es ist ein schöner Sonntag im März und der Sturm 1 marschiert zum ersten großen Märkertag nach Trebbin. Alles, was kann, fährt natürlich mit und wer nicht kann, fährt trotzdem mit.
"Wolln den Jungs mal zeigen, was ne Harke ist!"
Aber der Sturm 1 will nicht nur den Märkern zeigen, was eine Harke ist, er möchte auch, nebenbei, ein wenig Luft schnappen. Ein wenig wieder einmal in den Wäldern umherstreifen, ein wenig zusehen, wie die zarten Birken sich grün färben, wie das Korn auf den Feldern sich ans Licht wagt, wie weiße Wolken aussehen, wo Wiesen liegen und Bäche murmeln. Das alles hat die Berliner S.A. lange nicht mehr gesehen. Sie stehen an der Front in dem riesenhaften Asphalt-Schlachtfeld und sie haben dort wahrhaftig keine Zeit und keinen Kopf, poetischen Gedanken nachzuhängen. Sie haben den Befehl, das Dritte Reich zu bereiten und diese Aufgabe ist hart, nüchtern, brutal und männlich und verläuft zwischen Blut und Gefahr in jeder Stunde.
Die S.A. marschiert gerne in die Mark.
In Trebbin wehen die Fahnen, schwarz-weiß-rote und auch solche mit dem Hakenkreuz. Von überall her sind die Bauern und die Landarbeiter gekommen, diese erdfesten Männer, die niemals auf den hysterischen Einfall gekommen sind, daß das Vaterland die ganze Welt sein könnte und daß überall ein Vaterland sei. Jetzt stehen sie in den Straßen und sehen etwas ungläubig die braunen Kolonnen im gleichen Schritt und Tritt einherziehen.
Das dröhnt und kracht und rauscht und die braunen Kolonnen ziehen auf zur Parade vor Daluege und Goebbels.
Es kommen Blumen geflogen und die Braunhemden wundern sich, daß es zu dieser Jahreszeit schon soviel Blumen geben soll. Die Märker haben sich Blumen verschafft, haben die Gärtnereien geplündert, die frühen Blumen der märkischen Treibhäuser schmücken die S.A.-

Männer.
Die Mädchen stehen und lächeln, immer und zu allen Zeiten haben die Mädchen, wenn etwas in gleichem Schritt und Tritt einherkam, dagestanden und gelächelt.
Und das sind hier Soldaten, die Soldaten des Dritten Reiches, von dem die deutschen Lande träumen, die Gardesoldaten Adolf Hitlers.
Die Lieder rauschen durch die Mark.

"Hakenkreuz am Stahlhelm
Schwarz-weiß-rotes Band
Sturmabteilung Hitler
Werden wir genannt."

Die Bauern schwenken die Hüte, die Mädchen und Frauen winken und die Buben sausen mit knallroten Backen wie die Windhunde am Zug auf und ab.
So verbringen sie den Tag, wie sie sich ihn erträumt haben: in der märkischen Landschaft, unter weißen Wolken, unter Liedern ohne Zahl.
Gegen Abend fährt ein Teil der S.A. auf Lastwagen heimwärts nach Berlin. Der andere Teil soll in Sonderwagen der Reichsbahn bis Lichterfelde verfrachtet werden, dort wollen alle wieder sich treffen und gemeinsam in Berlin einmarschieren.
Winken, Abschiednehmen, Zurufe von allen Seiten, Scherz und Gelächter.
"Heil Hitler!"
"Heil Hitler!"
Für die, die mit der Bahn fahren, sind zwei Wagen im fahrplanmäßigen Zug reserviert.
Niemand weiß heute mehr, ob es ein Zufall war oder ein verbrecherischer Leichtsinn des Fahrdienstleiters, daß im gleichen Zuge, in den die S.A. einstieg, sich schon einige hundert Rotfrontkämpfer befanden. Blödsinniger dieses Explosionsmaterial zu verteilen, war nicht gut möglich. Im vordersten Wagen saß das übliche Sonntagspublikum, im zweiten Wagen saß S.A., im dritten die Rotfrontleute und im vierten wieder S.A.
Es kam, wie es kommen mußte.
Zuerst prasseln Zurufe.
Die S.A. kümmert sich nicht darum. Sie hat einen prachtvollen Tag hinter sich und sie denkt nicht daran, sich die gute Laune verderben zu lassen. Außerdem wollen sie sich für den Einmarsch in Berlin nachher frisch halten und der ist ihnen wirklich wichtiger, als eine zwecklose Kanonade von Sticheleien oder eine ebenso sinnlose Prügelei.
Die Zurufe der Rotfrontmänner lassen nicht nach und es ist nicht zu verwundern, daß der S.A. allmählich die Wut in die Stirn steigt. Aber eisern stoppen die Sturm- und Truppführer. Ihre Stimmen sind scharf: "Nichts erwidern! Nicht provozieren! Keine Zusammenstöße! In Ruhe und mit Disziplin aussteigen! Sofort am Kommunistenwagen vorbei und zum Ausgang!"
Langsam läuft der Zug in den Bahnhof Lichterfelde-Ost ein. Wie es ihnen befohlen wurde, springen die S.A.-Männer schnell aus ihren Wagen und eilen dem Ausgang zu. Sie sehen nicht links und sie sehen nicht rechts, sie geben auf die prasselnden Zurufe mit keinem einzigen Wort Gegenrede. In diesem verhängnisvollen Augenblick fällt ein Schuß und ein S.A.-Mann wirft die Arme in die Luft und bricht lautlos zusammen. Einen Augenblick erstarrt der ganze Bahnsteig vor Schrecken.
Und dann bricht die Hölle los.
Der Truppführer Geyer rast auf den Stationsvorsteher zu, der hier auf dem Bahnsteig Polizeigewalt hat, und fordert ihn auf, den Schützen festzustellen, aber bevor er den Beamten erreicht, trifft ihn eine Kugel. Sie schlägt genau auf dem Koppelschloß auf und as Blech mildert den Einschlag etwas.



Durchsuchung einer Berliner S.A.-Truppe nach Waffen durch die Schupo in Bernau

Der brave Truppführer Geyer taumelt, versucht noch einige Schritte zu machen, dann bricht er zusammen. Schuß auf Schuß peitscht aus dem Zuge. Der Bahnsteig gibt hundertfachen Widerhall, so daß es sich schauerlich anhört, wie ein Infanteriegefecht. Wieder und wieder knattern die hellen Pistolenschüsse.

Die S.A. benimmt sich wie eine alte Feldtruppe. Sie nimmt Deckung und jagt runter vom Bahnsteig, auf die Gleise. Jetzt fährt der Zug langsam an. Die S.A. hat zwar Deckung genommen, weil es sinnlos gewesen wäre, sich auf dem sauberen Schußfeld des Bahnsteigs zusammenknallen zu lassen, aber die S.A. denkt nicht daran, Mörder entkommen zu lassen. Im letzten Augenblick springt ein S.A.-Mann auf den fahrenden Zug, klettert in das nächste Abteil und reißt die Notbremse herunter. Die Räder kreischen auf, daß es durch Mark und Bein geht.

Der Zug steht.

Die Kommunisten feuern, was aus ihren Pistolen herausgeht. Vielleicht ahnen sie, was jetzt kommt. Der S.A.-Mann Teichert sinkt hin, sein Blut strömt über die Steinplatten.

Unterdessen sind vor dem Bahnhof die Lastwagen aus Trebbin angekommen, es ist die Spandauer S.A. Bei ihnen ist der Doktor Goebbels und viele zivile Parteigenossen, die den Einmarsch mitmachen wollen. Sie starren zuerst fassungslos hinauf, was da oben los ist. Sie hören den Peitschenhall der Schüsse und hören das Schreien der Getroffenen. Und dann beginnen sie zu begreifen.

Es bedarf keines Befehls. Es bedarf keiner Verabredung. Keiner von ihnen besinnt sich auch nur noch eine einzige Sekunde. Sie springen herunter von den Lastwagen, die Kolonnen, die sich schon formiert haben, spritzen auseinander und alles stürmt nach oben, durch die Unterführung, die Treppen hinauf.

Aber die Bahnbeamten haben die Türen geschlossen und in größter Hast alles abgesperrt. Niemand kann mehr durch.

Mit fiebernden Stirnen, zuckenden Fäusten und flammender Wut muß die Spandauer S.A. ihre Kameraden oben alleine lassen.



Der Führer und Dr. Goebbels auf dem denkwürdigen Nürnberger Parteitag 1929

Aber die da oben, es sind fünfzig Mann, fackeln jetzt nicht mehr. Sie reißen ihre Fahnenstangen auseinander. Auf den Spitzen stecken noch Bajonette aus dem Krieg, ein französisches und ein russisches. Und überdies haben sie die Schottersteine vom Bahndamm. Und dann haben sie ihre Fäuste und den ungeheuren Zorn über den feigen Überfall.

Mit diesen Waffen stürmt die S.A. Sie versucht die Roten aus den Wagen zu holen. Sie versucht es ein zweitesmal und ein drittesmal. Es will ihnen nicht gelingen. Die Roten ducken sich und halten die Türen von innen fest. Im ersten Wagen, den das Sonntagspublikum schleunigst verlassen hat, finden die S.A.-Männer einen jüdisch aussehenden Mann. Er liegt platt auf dem Boden und sieht nur dann und wann schnell aus dem Fenster.

Die erbitterten und mißtrauischen S.A.-Leute reißen den Mann hoch. Von links und rechts prasseln Fausthiebe in sein Gesicht und der Mann schreit entsetzt eine Kette von fremdsprachigen Worten. Einer der S.A.-Männer versteht, daß es spanisch ist und reißt seine Kameraden zurück. Ein Ausländer!

Dann haben sie endlich den Zug umgangen und stürmen von zwei Seiten. Immer noch knallen aus dem Zug die Pistolenschüsse. Die S.A. pirscht sich heran. Soviel wissen sie: von denen entwischt niemand. Und wenn sie die ganze Nacht hier liegen müssen, dieser Zug fährt nicht eher ab, bis der letzte Mann von diesen feigen Hunden herausgeholt ist.

Am Ende des Bahnsteigs erhebt sich Lärm. Die Polizei rast die Bahnhofstreppe herauf. Aber die Kommune liebt diese Einmischung nicht. Eine Feuersalve schlägt den Beamten entgegen. Dem Schupohauptmann fährt eine Kugel durch den Tschako, stülpt ihn nach hinten, so daß er, nur noch vom Sturmriemen gehalten, im Genick baumelt.

Die Schupo geht in Deckung. Die S.A. besetzt alle Gleise. Und dann stürmt S.A. und Schupo zusammen. Und jetzt ist es soweit. Keiner entkommt. Bevor die Roten in die Arme der Schupo landen, werden sie von der S.A. behandelt. Einer nach dem andern wird aus seinem

Abteil herausgeholt und vertrimmt. So vertrimmt, wie es sich gehört.
Und jetzt erleben die S.A.-Männer ein Schauspiel. Die Rotfrontleute liegen vor ihnen auf den Knien und bitten, ihnen nichts zu tun. Sie versichern, nie, nie, nie wieder zu schießen. "Wir sind doch bloß verführte Arbeiter!" brüllt einer in seiner Todesangst und dieser verzweifelte Ruf läßt die S.A. einen Augenblick aufhorchen. Einen Augenblick mögen sie gedacht haben, daß dieser Schrei nicht ganz unrichtig sei, aber jetzt, in diesen Minuten ist es ihnen gleichgültig.
Eine Schalmeienkapelle war dabei. Die Instrumente werden in tausend Stücke zerfetzt.
Einer der Kommunisten entpuppt sich als der Landtagsabgeordnete Hoffmann. Die Ohrfeigen, die er bekommt, sind erstklassig.
Dann wird jeder Winkel des Zuges und des Bahnhofs durchsucht. Haufenweise findet man Pistolen, Munition, Geschoßhülsen, Messer, Revolver, Totschläger, Schlagringe.
Auf der Toilette haben sich vier Kerle verkrochen und heulen, sie werden Mann um Mann herausgeholt und windelweich geprügelt.
Vor dem Bahnhof hat sich eine große Menge angesammelt und als die roten Brüder abgeführt werden, kann die Polizei sie kaum schützen und jeder der Kerle ist von neuem in Todesgefahr. Der Berliner ist für Feigheit nicht zu haben.
Die verwundeten S.A.-Männer werden behutsam hinausgetragen. Dann formieren sich die anderen zu Kolonnen. Vorher aber erscheint plötzlich der Doktor Goebbels über den Köpfen. Seine S.A. hat ihn spontan auf die Schultern genommen, mit einer großen und beinahe feierlichen Geste.
Und der Doktor spricht. Er spricht nur einen einzigen, harten, kalten Satz: "S.A.-Männer! Wir marschieren nach Berlin! Wer sich uns entgegenstellt, dem zeigen wir, was S.A.-Fäuste sind!"
Die S.A. weiß, was dieser Satz zu bedeuten hat und sie antwortet in einem einzigen, hallenden, leidenschaftlichen Aufschrei.
Und dann marschieren sie.
Links und rechts von der Kolonne die "Watte". Das sind die C.O., die Civilordner, die man "Watte" nennt. Sie decken den braunen Zug auf dem Bürgersteig. Nach den zahlreichen Überfällen der letzten Zeit hat man sich zu dieser geschickten Form der Bedeckung entschlossen. Es sind ausgesuchte, kräftige S.A.-Leute in Zivil. Sie tragen keinerlei Abteichen. Sie sind in jeder Sekunde bereit, jedem auf die Hühneraugen zu treten, der auch nur Miene macht, einen Stein aufzuheben oder die Hände in die hintere Hosentasche zu versenken. Es sind Männer aus Stahl und Eisen und sie sind einigermaßen rücksichtslos. Sie marschieren auf dem Bürgersteig neben den uniformierten Kameraden. Die Menge, die den braunen Bataillonen zujubelt, weiß nichts von ihnen. Höchstens meldet bisweilen ein Polizeibericht, daß es bei einem Aufmarsch der S.A. zwischen Zuschauern, die den Zug begleiteten, zu Schlägereien gekommen sei.
Auf diese Weise tut die "Watte" ihren Dienst.
Sie tut auch jetzt, an diesem blutigen Tage, ihren Dienst. Die S.A. marschiert heute wie eine Gewitterwolke. Fast drohend, fast lautlos. Kein Lied kommt aus ihren Reihen. Kein Ruf kommt aus ihrem Munde. Nur die Fahnen wehen schwer und düster im Abendwind.
Es brütet etwas in diesen Kolonnen heute. Es geht etwas um in diesen Köpfen. Es rumort etwas in diesen Herzen und läßt ihnen keine Ruhe.
Wie schrie der Kommunist auf dem Bahnsteig in Lichterfelde-Ost? "Wir sind doch bloß verführte Arbeiter!"
Und dieser Satz rumort in der S.A., die da marschiert und schweigt. Wer verführt eigentlich in diesem Lande? Wer hetzt eigentlich immerzu in diesem Lande? Wer bringt eigentlich ohne Aufhören Unruhe in diese deutsche Heimat.
Der internationale Jude!

Es ist wahrhaftig nicht von ungefähr gekommen und aus dem Blauen heraus, oder aus einer dumpfen, sturen Ausrede heraus, oder aus einer kindischen Welt- und Lebensanschauung, oder aus einer Unduldsamkeit, oder aus aufgeregter Beschränktheit heraus, oder aus Weltunkenntnis, daß dieses geduldige deutsche Volk allmählich einen grenzenlosen Haß gegen den internationalen Juden in sich aufwachen spürte. Solange er in Handel und Wandel seiner Wege ging, arbeitete, wie alle arbeiten ... bitte sehr. Aber dann, nach dem Kriege wurde er groß und größenwahnsinnig und übernahm das heimliche Kommando überall: in der Politik, in der Wissenschaft, in der Literatur, im Theater im Film.. in allen Dingen, die den Geist eines Landes und eines Volkes ausmachen. Die S.A. besteht nicht aus Ästheten. Die S.A. besteht aus Soldaten. Und die S.A. faßt an diesem Abend zum ersten Male zu.
Vom Kaiserplatz in Wilmersdorf bis zum Wittenbergplatz wird die "Watte" jedem Juden, der ihr begegnet, äußerst unfreundlich.
Die uniformierte S.A. in der Mitte der Straße sieht nicht einmal hin. Das geht sie nichts an. Sie trägt die Fahne und die Idee Adolf Hitlers durch den Westen Berlins, der der jüdische Westen genannt wird. Sie hat in diesem Augenblick nichts anderes zu sein, als die große Drohung des Führers.
Auf dem Kurfürstendamm verschwinden viele Menschen. Wer mit seiner Rasse zu diesem Lande gehört, denkt nicht daran, zu verschwinden.
Grimmig sieht die S.A. die breite Straße leer werden.
Die Zivilordner machen einen kleinen Abstecher in das Romantische Cafe hinein. Sie sehen die Herren Münzenberg und Toller und Mühsam und Feuchtwanger und Kaestner und Loew und Mandelbaum und wenn einer von diesen nicht persönlich anwesend ist, sehen sie doch ihre unsauberen Geister herumsitzen. Die CO. geht nur einmal hin und einmal her und dann ist niemand mehr in diesem Lokal, den sie nicht hier sehen will.
Eine Scheibe geht dabei in Trümmer, aber es wird noch mehr in Trümmer gehen, denkt sie ungerührt. 314 Tassen Kaffee wurden an diesem Tage nicht bezahlt. Sie wären auch so nicht bezahlt worden. Dann spricht Goebbels auf dem Wittenbergplatz und zum ersten Mal hört der tieferschrockene Westen eine nationalsozialistische Demonstration und hört zum ersten Male den Gauleiter von Berlin sprechen. Nach dieser Rede geht die S.A. ruhig und diszipliniert auseinander.
In ihren Ohren aber hallen noch die Schüsse vom Bahnhof Lichterfelde-Ost.

*

Schulz in seinem Bunker bekommt von diesen Ereignissen berichtet, denn er ist nicht dabei gewesen. Zuerst glimmt er vor Zorn, dann brennt er vor Empörung und dann explodiert er. Und zuletzt rast er auf die Straße, um sich Zeitungen zu kaufen, soviel er erwischen und bezahlen kann. Und sitzt mit brennenden Schläfen darüber. Wendet Blatt um Blatt, sieht verstört auf.
"Na?" fragen sie ihn boshaft. "Da steht wohl alles voll von Lichterfelde, wa?"
Schulz wendet Blatt um Blatt.
"Na?" fragen sie weiter. "Sind wohl alle empört über die feige Rotfrontbande, wa?"
Schulz liest:
"Pogrom in Berlin!"
"Hitlerbanden machen Jagd auf wehrlose Juden!"
"Brauner Mordsturm überfällt Kurfürstendamm!"
Aber er kann suchen, so lange er will, von Lichterfelde-Ost findet er nur eine einzige Notiz:
"Auf dem Bahnhof Lichterfelde-Ost kam es gestern nachmittag zwischen zurückkehrenden Nationalsozialisten und Andersdenkenden zu Auseinandersetzungen. 2 Beteiligte wurden verletzt."

Das ist alles, was Schulz findet und alle im Keller lachen über sein enttäuschtes und erbostes Gesicht.
"Sei nicht so saublöde", sagt Karl schließlich, "hättest dir doch denken können, daß die Hunde das totschweigen."
Schulz gibt keine Antwort.
Die Hunde, denkt er, diese Hunde! -

*

Der April geht mit kleinem Krieg vorbei und es ereignet sich in der Welt nichts Besonderes. Nur im S.A.-Keller ereignet es sich, daß Karl Schindler eines Abends in die Stadt schlendert und nicht wieder zurückkommt. Sie bleiben auf und warten lange auf ihn. Dann verteilen sie sich und gehen auf die Suche. Schulz rast wie eine Tigerin durch die Straßen, wie eine Tigerin, die ihr Junges verloren hat. Er und der Junge Hermann suchen alles ab, was sie glauben, absuchen zu müssen.
Es war Schulz aber nicht vergönnt, seinen Freund zu finden. Als sie gegen Morgen in den Keller zurückkommen, sitzt Edgar dort, den sie Ede nennen. Er ist blaß und weiß im ersten Augenblick nicht, was er sagen soll. Dann rückt er mit der Sprache heraus.
Sie haben Karl gefunden.
In Neukölln, hinter einem Bretterzaun, liegt er. Stuwe ist bei ihm geblieben, bis Schulz kommt. Und dann steht Schulz hinter dem Bretterzaun. Karl liegt auf dem Rücken, seine Arme sind weit geöffnet und in den erstarrten Händen hat er noch den roten Fetzen eines kommunistischen Plakates.
Schulz kniet wortlos nieder und sucht die Wunde. Sanft dreht er den Körper um, als ob er fürchtete, ihm weh zu tun. Und auf dem Rücken findet er die Wunde. Ein breiter, tiefer Messerstich hat die ganze Lunge zerfetzt. Auf der Erde ist eine große Blutlache zu sehen.
„Von hinten umjebracht!“ murmelt Schulz fassungslos. „Von hinten umjebracht!“
Er merkt nicht, daß ihm die Tränen über die mageren Backen rinnen. Dann springt er auf, sieht die schweigenden Kameraden abwesend an und stürzt davon. Hermann und Ede hinter ihm her.
Schulz kommt wieder mit einem Schupo. Der Schupo telephoniert nach dem Alex und dann kommen von dort einige Herren. Schulz verlangt, daß man die Sektion Hermannplatz der KPD. durchsucht.
Die Herren geben ihm eine kühle Antwort und betonen, daß das ihre Sache sei und nicht die seine. Es bestünde vorläufig keine Veranlassung zu einer solchen Durchsuchung.
Da stürzt sich der S.A.-Mann Schulz angesichts seines toten Freundes dem nächsten besten Kriminalbeamten an den Hals.
Er wird sofort verhaftet und abgeführt.
Am Abend trifft er wieder im Keller ein.
Keiner wagt mit ihm zu sprechen.
Er beginnt ein Brett zu hobeln, einen Meter lang, 40 Zentimeter breit. Das nagelt er an die Tür des Kellers und brennt ein Kreuz hinein ganz oben in die linke Ecke, und dann schreibt er den Namen Karl Schindler auf das Brett, dazu den Tag und die Stunde, an dem sie ihn gefunden haben.
„Da kommen noch ne ganze Masse Kreuze dazu“, sagt er und seine Stimme ist eiskalt.
„Krieg is nich billig. Da gibt’s Späne.“
Dann hängt er einen kleinen Eichenkranz um das Kreuz.

*

Und dann kommt der erste Mai.
Einer hat die Nachricht aus dem Gau mitgebracht und es knistert schon seit Wochen vor

Freude und Erwartung in der S.A.
Am ersten Mai will Adolf Hitler zum ersten Male in der Reichshauptstadt sprechen.
Und es ist der richtige Tag für einen solchen Mann, in Berlin zu sprechen, der genau richtige Tag.
Der große Tag der SPD., der große Tag der Internationale, der große Tag der marxistischen Heerscharen und ihrer Kapitäne.
Im S.A.-Heim unterhalten sie sich darüber, was der 1. Mai wohl für eine Bedeutung hat.
Was er nach der Revolution für eine Bedeutung hatte, haben sie ja alle erlebt und werden es wieder erleben. Aber was dieser Tag in der deutschen Vergangenheit für eine Bedeutung hat, das erfahren die meisten von ihnen jetzt erst. Der große Tag der Frühlingsfreude, der Wiedergeburt, der große Tag des Wiederaufbaus, des Anlaufs zum Lebenskampfe, das älteste Sonnen- und Lichtfest der Menschen germanischer Rasse.
An diesem ersten Mai wird also Adolf Hitler in Berlin sprechen.
Im Clou, einem großen Saale im Zentrum der Stadt, steigt die Versammlung.
Am Morgen dieses Tages trifft Schulz auf der Straße einen flüchtigen Bekannten, mit dem er sich ganz gut verstanden hätte, wenn er nicht der SPD. angehört hätte. Und deshalb verstehen sie sich eben nicht besonders gut.
„Ihr könnt euch uffn Kopp stellen“, sagt der Sozi, „die Straße gehört dem Proletariat und wir werden die Straße nich aus den Händen lassen, nich ne einzige Minute, gibt’s ja nich. Und ooch der erste Mai jehört uns, den Proleten, und ooch den ersten Mai lassen wir nich aus die Finger. Det is een Tag for Arbeiter, aber nich for Arbeitermörder, vastehste? Und die Söldlinge des Kapitals, die Faschisten - -„
„Du bist ein armer Irrer…“, unterbricht ihn Schulz und als der Sozi auffahren will, legt ihm Schulz die Hand beruhigend auf den Arm.
„Mensch, rede doch nich so jeschwollen. Hör mal zu. Daß ich Nazi bin, das weißte doch, wie? Und daß seit etwa drei Monaten die Straße nich mehr den Sozi, sondern den Nazis gehört, det müßte dir eigentlich uffjefallen sein. Nich?“
„Ihr seid alle Provokateure!“ wirft ihm der Sozi grämlich vor und Schulz nickt und ist über diesen Vorwurf nicht einmal ungehalten.
„Aber natürlich sind wir das“, sagt er heiter, „selbstverständlich sind wir das. Bisher habt ihr provoziert und jetzt provozieren wir eben. Det is der Lauf der Welt, mein Lieber. Wir provozieren sogar sehr heftig, Mann, darauf kannst du dir verlassen. Du gloobst wohl immer noch, daß wir so ne bürgerliche Partei sind mit Hurra und Siegreich wolln wir Frankreich schlagen, was? Nee, wenn du det gloobst, biste falsch gewickelt. Glatte Fehlanzeige.“
Der andere zuckt die Schultern.
„Den ersten Mai könnt ihr dem Proletariat niemals nehmen.“
Schulz lächelt.
„Ick will dir mal wat sagen“, sagt er, „natürlich werden wir dem Proletariat den ersten Mai nehmen, aber wir werden den ersten Mai dafür dem deutschen Volke geben, verstehste, was ich meine?“
„Nee.“
„Dann will ick dir verraten, daß es einmal kein Proletariat mehr geben wird, sondern nur noch ein deutsches Volk, das keine Klassen mehr kennt, sondern nur noch Kameraden und so, verstehste det wenigstens, du Dussel?“
Und damit läßt er den roten Volksgenossen stehen, pfeift sich eins und geht weiter.
Nichts gehört euch, denkt er froh, gar nichts. Die Straße nicht und der deutsche Arbeiter nicht und der Staat nicht und die Wirtschaft nicht und auch nicht der erste Mai.
Es wird sich bald erweisen, denkt Schulz weiter, daß dies alles der S.A. gehört und wenn es von der S.A. weitergegeben wird, dann nur dem Führer und der Führer wird schon wissen, was er damit beginnen wird.

*

Die Versammlung ist überfüllt, wie niemals bisher eine Versammlung der NSDAP. überfüllt gewesen ist. Vor dem „Clou“ ballen sich Mengen von Menschen, die keinen Platz mehr gefunden haben und die da draußen nicht weichen und nicht wanken.
Der Führer kommt und sie haben den Führer noch niemals gesehen, sie haben nur von ihm gehört und von ihm gelesen und er, die Seele der Partei und ihr brennender Geist, er wird jetzt hier auftauchen und bevor sie diesen Platz verlassen, lassen sie sich lieber erschlagen.
Die Zeitung „Montag Morgen“ wird ausgerufen.
Sie wimmelt von angstvollen Überschriften.
„Unerhörte Provokation!“
„Zusammenstöße am ersten Mai!“
„Hitler droht!“
„Hitlers Hetzrede!“
Die Menge, die da vor dem „Clou“ wartet, reißt die Augen auf vor Erstaunen und Verblüffung. Hat denn Hitler schon gesprochen oder was? Haben sie denn geträumt, oder was ist da mit dieser Zeitung los?
Die S.A. reißt dem Verkäufer die Blätter aus der Hand und rücken ihm dafür die entsprechenden Groschen hinein, der Verkäufer kann nichts dafür, wenn hier ein Unfug gemacht worden ist.
Und es ist ein Unfug gemacht worden!
Ein jüdischer Journalist berichtet hier über die Hitlerversammlung, die noch gar nicht stattgefunden hat. „…Dann sprach Hitler…er erklärte, daß er dem Marxismus…mit demagogischer Unverfrorenheit behauptete er, der bayrische Rattenfänger…“
Die verblüfften S.A.-Männer drehen das Blatt hin und her und fangen immer wieder von vorne an zu lesen. So etwas haben sie noch nicht erlebt und sie haben in dieser Reichshauptstadt schon sehr viel erlebt.
Sie lesen einen Bericht über die ganze Versammlung, wie sie sich ein schnoddriger Schreiber am Sonntagvormittag erdacht und zusammengelogen hat.
Der Teufel soll dreinfahren!
Als der Führer ankommt und unter dem Orkan des Jubels hinter das Rednerpult tritt, findet er dort das Blatt, fein säuberlich aufgeschlagen, liegen. Ein S.A.-Mann hatte es dorthin praktiziert und als der Führer seine Blicke flüchtig über den Bericht hinwegeilen läßt, weiß er, warum die Heilrufe draußen nicht mehr aufhören wollen und auch hier drinnen nicht.
Nur ein ganz kleines Lächeln geht über sein Gesicht und dann beginnt er zu sprechen.
Mit dem ganzen tödlichen Ernst, der ihn durchflammt, mit der ganzen Anschaulichkeit, die seine Reden noch dem einfachsten Manne verständlich macht und mit der ganzen Kühnheit eines Mannes, der weiß, daß ihn sein Glaube niemals verlassen wird.

*

In der finstersten und gehässigsten Weise ist die Presse über diese Rede und über diesen Mann hergefallen.
Sie lügt, wie se noch selten den traurigen Mut aufgebracht hat, zu lügen.
Der Doktor Goebbels ist zum ersten Male fassungslos wütend.
„Wir werden es den Herren schon zeigen!“ ruft er grimmig. „Dieser Journaille werden wir das Handwerk legen. Diesen Pressebanditen, die mit der Lüge aufstehen und mit der Verleumdung schlafen gehen. Die Interviews erfinden, weil sie die Treppe hinunterflogen, als sie mit ihrer frechen Visage eine Unterredung zu fordern sich erfrechten. Die Adolf Hitler aus Rache, weil er ihre aufgeblasene Läppischkeit nicht vor sich sehen mochte, als Säufer und Lumpen schildern. Nicht heute und nicht morgen werden wir mit diesen Herren aufräu-

men, aber einmal, einmal…“
„Was?!... !“ fragt er sie und lacht wieder, lacht sein junges, merkwürdiges Lachen, das jetzt in diesem Augenblick gefährlich und verhängnisvoll aussieht.
„Einmal!“
„Wir wollen eine Versammlung machen!“ ruft der Doktor. „Gestern war der erste, heute ist der zweite, übermorgen, am vierten Mai steigt eine Versammlung im Kriegervereinshaus! Thema: Die Presse und ihre Berichterstattung!“
Und schon, kaum hat er diesen Gedanken geäußert, fliegt seine Feder übers Papier.
Schon ist er dabei, den Aufruf für diese Versammlung zu entwerfen.
Am anderen Morgen kleben die Plakate an allen Hausecken und an allen Zäunen.
Berlin schüttelt den Kopf und wird nervös.
Was ist denn das für ein Bursche, der ihnen hier keine Ruhe mehr läßt? Vor drei Tagen war doch erst eine Riesenversammlung und jetzt ruft er schon wieder auf zu einer neuen?
Ja, zum Teufel, glaubt er denn, die Berliner hätten nichts anderes zu tun, als in seine Versammlungen zu laufen?
Er wird schon sehen, wie wenig Leute hinkommen! Und außerdem will er mit der Presse anbinden? Mit der allmächtigen Presse der Reichshauptstadt, der noch niemand gewachsen war?
Nun schön, dann würde er schon eine gute Lehre beziehen.
Aber andererseits kann Berlin sich eines Lächeln nicht erwehren.
Allmählich hat es den Doktor, die S.A. und die Partei kennen gelernt und diesen dreien ist alles zuzutrauen.
Im Sturmlokal ist ganz große Stimmung.
„Soooooo voll wird der Saal!“ brüllt Hermann und legt die Fäuste eng zusammen, um zu zeigen, wie voll der Saal werden würde und daß sich niemand in der Fülle rühren würde können.
„Wird’s auch!“ brüllen die anderen zurück und alle sind voller Zuversicht.
„keine dreihundert Männerchen bringen sie zusammen!“ ruft Redakteur Dembitzer von der Mittagszeitung seinen Lokalchef an, „aber das müssen wir ganz groß haben. Nehmen Se drei Leute mit! Nehmen Sie noch mehr mit! Lassen Sie ablösen! Nehmen Sie ein Stenogramm auf! Ich will genau wissen, was dieser Goebbels über die Presse sagt! Kommen Sie mal rüber!
Dann rast Dembitzer durchs Zimmer und bleibt plötzlich stehen. Starrt seinen Lokalchef an.
„Wissen Sie was?“ fragt er und spielt mit seinem Bleistift, „schicken Sie lieber drei Blonde hin.“ Den witzigen Namen „Blonde“ hat Herr Dembitzer für die Christen unter den Redaktionsmitgliedern und besonders für die Reporter, erfunden.

*

„Obs wieder mal einen netten Krach gibt?“ fragt Hermann.
„Quatsch!“ erklärt Schulz, der allmählich für Krach oder keinen Krach Fachmann geworden ist, „warum soll es denn Krach geben?“
„Krach gibt’s immer“, sagt Hermann philosophisch und grinst.

*

Dembitzer gibt seine Befehle. „Geben Sie durch…gehen Sie in den nächsten Zigarettenladen…geben Sie durch: Zwischenfälle, wenn was los sein sollte. Vor allem Zwischenfälle. Hoffentlich bleibts leer.“

*

Aber es bleibt nicht leer. Eine und eine halbe Stunde vor Beginn der Versammlung kann kei-

ne Stecknadel mehr zur Erde fallen und eine Stunde vor Beginn wird das Gedränge lebensgefährlich.
Wer jetzt erst angerückt kommt, kann den Saal nicht mehr betreten.
Er ist polizeilich gesperrt. Hermann freut sich ziemlich laut. Der Saal ist wirklich sooo voll geworden. Er hat es vorausgesagt und nun ist es so gekommen und Krach wird es auch noch geben.
Aber hierin hat er zunächst falsch vorausgesagt.
Es gibt keine brüllende und johlende Menge. es gibt keine Biergläser, die an der Wand zerplatzen und es gibt keine Stuhlbeine, die geschwungen werden.
Dafür gibt es aber im Saale einen Gewittersturm von Begeisterung und einen Taifun von Entrüstung.
Der Doktor Goebbels rechnet schonungslos und eiskalt mit der Presse ab. Er springt der Journaille des herrschenden Systems ins Genick. Der Saal tobt. Sogar die wohldisziplinierte und wohlerzogene S.A., die niemals einen Zwischenruf machen darf und niemals klatschen darf und sich überhaupt niemals beteiligen darf an irgendwelchen Äußerungen der Versammlungen, sogar die S.A. vergißt in ihrer Erbitterung und in ihrer Entrüstung alle Erziehung und kann nicht anders…sie muß mitbrüllen, mitjubeln, mitklatschen.
Und dann kommt der Doktor Goebbels zum Ende. Und jeder fühlt, daß jetzt die Schlußabrechnung kommt.
Der Saal fiebert.
In diesem Augenblick erhebt sich rechts vorne im Saal an einem Tisch ein Individuum, das prachtvoll besoffen ist. Und an der Stelle, an der der Doktor von den fremdstämmigen Zeitungsschreibern spricht, schreit er zum Rednerpult hinauf: „Sie sehen doch auch nicht besonders aus!“
Die Versammlung erstarrt.
Von ungefähr ist man sich darüber klar, daß dieser Flegel kein Kommunist ist.
Das ist überhaupt kein Gegner. Das ist einfach ein besoffener Kerl.
Und das gleiche denkt auch Schulz.
Er nimmt diesen Zwischenruf weiter nicht tragisch, aber er wird auch andererseits dafür sorgen, daß dieser Kerl keinen weiteren Zwischenruf mehr unternehmen kann.
Und bevor ihn irgendein Befehl erreichen kann, setzt er sich nach jenem Tisch in Bewegung.
Er hört gerade noch, wie der Doktor Goebbels den Störenfried etwas erstaunt und zugleich etwas väterlich anspricht.
„Wollen Sie vielleicht die Versammlung stören?“
fragt der Doktor ziemlich friedlich. „Vielleicht haben Sie Lust, daß wir Sie an die frische Luft befördern?“
Aber sicher hat er Lust dazu, denkt Schulz und arbeitet sich weiter nach vorne zu dem Tisch, sicher wird er Lust haben.
Jetzt hat er den Tisch erreicht, an dem der Störenfried sitzt.
Da brüllt der Betrunkene noch einmal einen unverständlichen Satz in den Saal.
Dummes Luder, denkt Schulz, warum kannst du bloß nicht deine Schnauze halten.
Und damit weiter nichts passieren kann, knallt Schulz dem Individuum nicht allzuheftig eine links und rechts hinein, riecht, daß der Kerl kilometerweise nach Alkohol duftet, nimmt das Männchen wie einen Säugling auf seine Arme und trägt ihn gelassen, vom lachenden Beifall der Massen umknattert, durch den Saal und vor die Türe.
Die Kundgebung geht ruhig weiter.
Bald ist der Zwischenrufer vergessen.
Der Doktor holt noch einmal aus zur letzten Abrechnung. Im Saal ist es still geworden, aber dann und wann bricht der rasende Beifall wieder aus.
Plötzlich gibt es wieder eine Unterbrechung.

An den Eingangstüren wird es unruhig und man hört Stimmen.
Man sieht Tschakos auftauchen du Uniformen.
Die Schupo!
Was will denn die Polizei hier! Ist die Versammlung etwa nicht friedlich?
Warum macht denn die Polizei einen solchen Krach?
Auf einmal versteht man den Doktor nicht mehr.
Ruhe doch! Ruhe! Die Schupo soll raus gehen!
Da wetzt ein schriller Pfiff durch den Saal und jetzt beginnt ein Johlen ohnegleichen und über die Hüter der republikanischen Ordnung geht ein vorbildlicher Platzregen von Pfiffen nieder.
Man sieht, daß ein Polizeioffizier sich auf das Podium schwingt.
„Ruhe!“ brüllt er. „Die Versammlung wird nach Waffen durchsucht!“
Ein dröhnendes Gelächter ist die Antwort.
Einen solchen Witz können sie gerade gebrauchen.
Großartig, ausgezeichnet!
Und nun beginnen die Berliner sich mit ihrer Schupo zu unterhalten.
„Komm mal ran hier, mein jrüner Knabe, bei mir is richtig!“
„Mensch, sieh mal nach, ick habe eene Kanone in meiner Tasche!“
„Herr Wachtmeister! Ick hab`n Flammenwerfer in die Hosentasche! Vorsicht!“
„Herr Wachtmeester, is een Zahnstocher ooch strafbar?“
Die Schupo bekommt allmählich etwas rote Köpfe. Schweigend untersuchen sie die Leute, einen nach dem andern.
Der S.A.-Witz umprasselt sie ununterbrochen und dieser S.A.-Witz ist nichts für empfindliche und zartbeseelte Naturen, aber glücklicherweise sind auch diese Polizisten ihrerseits nicht besonders empfindlich und auch nicht besonders zartbesaitet.
Zwei Stunden lang läßt sich die Versammlung untersuchen und hat einen ungeheuren Spaß dabei. Der Schupo ist die Sache mit der Zeit nicht mehr spaßhaft. Denn das Ergebnis ist gleich Null.
Kein Gewehr, kein feststehendes Messer, kein abgebrochener Baumast und keine Zaunlatte, nicht einmal ein harmloser Schlagring.
Und sie ziehen wieder ab und von dannen.
Die Versammlung ist zu Ende.
Sie ist lange nach Mitternacht zu Ende gegangen.
Und die S.A. freut sich königlich.
„Hab ick nu recht gehabt oder habe ick nich recht gehabt?“ schreit der S.A.-Mann Schulz vergnügt. „Keenen Krach, keene Saalschlacht und nischt. Die Sache macht sich!“
„Darauf könnten wir mal einen trinken“, schlägt Ede vor.
„Klar“, sagt Schulz, „viele kleine, nette, freundliche Helle. Forn Jroschen det Stück.“
Und sie gönnen sich einen und sind sehr ausgelassen. Nur Hermann ist nicht besonders guter Laune.
Er hat eine Saalschlacht vorausgesagt und ihm wäre persönlich eine runde reelle Saalschlacht lieber gewesen. Und er äußert diese Meinung auch unumwunden.
Schulz stößt einen ellenlangen Seufzer aus.
„Det is eben die Jugend“, sagt er kopfschüttelnd, „nischt wie eene freche Schnauze und immerzu wollense sich kloppen. Eene Schlacht is janz jut, wenns jerade sein muß, aber een Loch im Kopp und mausetot is nich jut, wenns nich jerade sein muß. Denn wenn de tot bist, dann kommste nich wieder. Ohne Schlacht ist besser.“
Die S.A, ist mit dieser Versammlung außerordentlich zufrieden.
Und der Doktor Goebbels auch.

*

Bis der andere Tag kommt.
Und an diesem Tage ist alles anders.
Am anderen Tage war in den Zeitungen zu lesen, daß die S.A. einen Geistlichen überfallen hätte, einen geweihten Priester brutal zusammengeschlagen und in viehischer Weise mißhandelt.
Die S.A. steht starr und greift sich an den Kopf. Der Doktor bekommt einen sehr schmalen Mund.
„War ein Geistlicher in der Versammlung?“ fragt er kurz.
Sein Adjutant reißt die Hacken zusammen.
„Ich habe keinen gesehen.“
„Haben Sie die Presse gelesen?“
„Jawohl!“
Der Doktor überlegt.
Der Vorwurf, der hier gemacht wird, ist nicht so einfach zu nehmen und die Würde der Partei erfordert sofort einen Schritt.
„Sie haben also nicht gesehen, daß ein Geistlicher mißhandelt worden ist? Daß man einen Pfarrer kaputtgeschlagen hat? Ja, Himmeldonnerwetter, wir sind doch keine Idioten!“
Sein Gesicht färbt sich tiefrot vor Empörung.
„Ich will wissen, was da los ist! Diese verlogene Journaille!“
Dann sagt er ruhig: „Prüfen Sie genau nach, was da passiert sein soll. Und dann sofort ein Dementi. Paragraph elf.“

*

Die wackeren S.A.-Männer in Berlin sind wie vor den Kopf geschlagen. In den Sturmlokalen, auf den Büros, auf den Stempelstellen und auf ihren Arbeitsplätzen debattieren sie aufgeregt miteinander.
Sie verstehen überhaupt nicht, was da los sein soll. Sie sollen einen Pfarrer verprügelt haben?
Sie sollen solche Schweine sein, sich an einem Diener Gottes zu vergreifen?
Und es beginnt in der gesamten S.A. ein gewaltiges Fragen und Antworten. Die S.A. untersucht sich selber und Mann um Mann die ganze dämliche Geschichte.
Keiner hat etwas gesehen und keiner hat etwas bemerkt. Niemand hat einen Schimmer von einem Pfarrer gesehen.
Auch Schulz zerbricht sich seinen Kopf und ist ratlos. So viel er weiß und so viel die anderen wissen, ist nur die Sache mit dem Besoffenen passiert.
Und wie sie hin und her denken, geht Schulz auf einmal eine Bogenlampe auf.
„Mensch“, sagt er heiser, „ob das besoffene Schwein een Pfarrer jewesen is?“
Sie sehen ihn an und halten ihn für verrückt.
Und dann wird Schulz zum Doktor bestellt. Dort berichtet er, was eigentlich in jener Versammlung mit dem betrunkenen Mann geschehen ist. Er macht seine Meldung klar und einfach, wie er tausend und tausendmal an der Westfront seine Meldung gemacht hat.
Der Doktor erinnert sich genau an den Vorfall. Der S.A.-Mann Schulz bekommt keinen Vorwurf zu hören. Er hat nicht den geringsten Fehler gemacht, sondern nur seine Pflicht getan und daran ist nicht zu rütteln und der Doktor denkt auch nicht daran zu rütteln. Er gibt Schulz die Hand und sagt ihm einen Haufen freundlicher Worte. Und dann denkt der Doktor nach, wie dieser Giftpfeil unschädlich gemacht werden kann.
Denn die Presse hat jetzt ein Stickwort, das verhängnisvoll werden kann. Und das Polizeipräsidium mischt sich ein und beginnt eine Untersuchung. Die Nachrichten über diesen Vorfall überstürzen sich und die Gerüchte werden immer dicker und immer fetter, jede neue

Nummer jeder neuen Zeitung weiß etwas Neues zu erzählen.
Und bevor vierundzwanzig Stunden um sind, gelten die Nationalsozialisten als gefährliche Bestien, die man ausrotten muß oder wenigstens alle miteinander einsperren. Jedenfalls dürften sie unter gar keinen Umständen in den Straßen von Berlin frei herumlaufen.
Es wird nicht mehr lange dauern, dann werden sie noch toller und noch gefährlicher werden und die Reichshauptstadt wird in Blut und Mord ersticken.
Haben sie nicht auf dem Bahnhof in Lichterfelde auf wehrlose Arbeiter geschossen?
Haben sie nicht auf dem Kurfürstendamm ein wildes Pogrom veranstaltet?
Ihnen ist alles und jedes zuzutrauen und deshalb, was gedenkt die Polizei gegen sie zu unternehmen? Die Presse weiß schon, wie sie ihre Fragen und ihre Aufforderungen zu formulieren hat.
Etwa so: „Muß erst ein Geistlicher erschlagen werden, damit die Behörden zur Einsicht kommen?"
Es hat sich zwar in der Zwischenzeit herausgestellt, daß das Männeken, das von Schulz aus dem Saale getragen wurde, gar nicht mehr Pfarrer gewesen ist. Zweitens wurde das Männeken wahrlich nicht erschlagen, aber immerhin genügte ihm der Eingriff von Schulz, um sich eine Mullbinde um den Kopf zu wickeln und mit ihr zu renommieren.
Davon nahm die Presse keine Kenntnis.
Hingegen freute sich die B. Z. am andern Tage das bevorstehende Verbot der Partei für Berlin melden zu können.
„O Verdammt", sagt Schulz niedergeschlagen, „jetzt wird's Ernst. Woher die Zeitungsfritzen das mit dem Verbot wissen?"
Und dann donnert er seine Faust auf den Tisch, daß die anderen entsetzt hochspringen.
„Wasn los?" brüllen sie ihn an.
Und er brüllt zurück.
„Was los ist, Mensch? Da haut man eenem besoffenen Lumpen in die Fresse und uff eenmal fliegt die Partei auf. Det is los."
Trübselig sieht er seine Freunde an und die geben den Blick ebenso trübselig zurück.
Nun sollte also alles zu Ende sein?
Der Toppkeller zum Dritten Reich, das Sturmlokal, die Kameradschaftsbude, die Heimat für die Jungs… aus, erledigt, kaputt.
Ganz langsam begannen sie die Macht der Presse, von der sie bis dahin noch keine rechte Vorstellung gehabt hatten, zu begreifen.
Und dumpf und noch langsamer und noch unklarer begannen diese S.A.-Männer zu begreifen, daß hinter dieser Macht der Presse und hinter dieser Macht der Polizei noch etwas anderes sein muß, das gegen sie aufstand und sie vernichten wollte.
Sie konnten nicht genau sagen, was das war, aber sie rochen es, sie fühlten es und mit einer schmerzlichen Klarheit begriffen sie auch in diesen Tagen mit einem Male den ungeheuren Kampf, in dem sie standen und in dem der Führer Adolf Hitler stand und der Doktor und viele, viele andere, die ihres Geistes waren. Schulz atmet auf, als er an den Führer denkt.
„Einmal werden wir ja doch gewinnen, Mensch", sagt er zu Hermann, „aber ob ick det noch erlebe, det weeß ick nich. Et wird ja wohl noch verdammt lange dauern. Isidor, verstehste, der macht uns noch wat zu schaffen. Isidor, Vizepolizeipräsident. Wenn er alleene wäre… weiter nich so wichtig. Unsere beste Reklamefigur. Aber die anderen Isidors dahinter…"
Und Schulz betrachtet das Heim, das sie zusammen aufgebaut haben, die Betten, die Gardinen, den belegten Fußboden, den Ofen…
War ne sehr feine Zeit hier….
Hermann läßt seinen Freund reden und knurren und sagt gar nichts. Er ist jung und er glaubt nicht recht an Schwierigkeiten, die da alle kommen sollen. Er ist kein Feldsoldat und hat weiter keinen Riecher für unangenehme Geschichten, die in der Luft liegen. Er hält das alles

nur für Theaterdonner.
Aber die anderen halten es nicht für Theaterdonner.
In der Nacht noch lösen sie das Heim auf.
Die Betten kommen zu Fritz. Das Linoleum auf dem Boden kommt zu Hermann.
Er bekommt auch den Ofen zum Aufbewahren.
Schulz sieht zu Ede, er nimmt den Tisch mit und auch einen Stuhl. Den anderen Stuhl und einen alten Sessel, der sich inzwischen eingefunden hat, die Kartenspiele und das Schachspiel, die Lampe, die Bücher und die Bilder werden unter die anderen verteilt.
Zuletzt wickelt sich der S.A.-Mann Schulz die große Hakenkreuzfahne um den Leib.
Hermann darf die Holztafeln mit den eingebrannten Kreuzen und dem Namen Karl Schindlers tragen. Dann sehen sie sich noch einmal den kahlen Raum an. Er sieht so trostlos aus wie am ersten Tage, als Karl ihn entdeckte. Bevor sie abziehen, machen sie sich noch einen kleinen Scherz.
Sie verfassen zusammen noch einen Vers und malen ihn auf einen Bogen braunes Packpapier, einen Vers für die Schupo, wenn sie das leere Lokal ausheben sollte.
„Die Vöglein sind schon ausgeflogen
Umsonst hast du dich aufgerogen,
Isidor!
Doch einmal, wenn wir wiederkommen,
Dann wirst du kräftig hopp genommen,
Isidor!
Verbieten kannst du nicht den Geist,
was schlagend dieses Lied beweist.
Heil Hitler!“

Und diesen Bogen deponieren sie mitten auf dem Fußboden, so daß jeder, der hereinkommt, es sofort sehen muß.
Und als sie dann auf die Straße hinauskommen, die schweigend und verlassen in dieser tiefen Nachtstunde liegt und nur an der Ecke ein Tschako eines Schupos sichtbar ist, da braust, weil doch schon alles egal ist, ein brausendes, schmetterndes, himmelhohes „Sieg Heil!“ durch die frische Luft, daß einige Gestalten unter den Fenstern erscheinen und der Schupo an der Ecke auf dem Absatz herumfährt.
Sie verrollen sich schleunigst, denn die Kommune ist doppelt ungemütlich, wenn man sie aus dem Schlafe scheucht.
Und die Schupo auch.

*

Für den Bereich Berlin und die Provinz Brandenburg wird die NSDAP. einschließlich ihrer Untergliederungen verboten. Gezeichnet Weiß, Polizeipräsident von Berlin.
Erledigt die Partei.
Erledigt die S.A.
Endlich ist es soweit, Gott sei Dank. In den Redaktionsstuben freut man sich. Nun sind die S.A.-Leute von den Straßen verschwunden und nun braucht man nur noch einen einzelnen Mann zu erledigen.
Den Doktor Goebbels.
Aber es sollte sich zeigen, daß diese Unternehmung nicht so einfach war, wie sie zuerst aussah.
Der Jude Bernhard Weiß, den die S.A. zum Isidor befördert hatte, verbot die S.A.? Weil auf dem Kurfürstendamm einige seiner östlichen Rassegenossen schief angesehen worden waren?

Deswegen? Deswegen?
Nein, meine Herren, deswegen verbietet man die S.A. nicht so schnell und die NSDAP. auch nicht.
Redakteur Dembitzer diktiert: „Es ist anzunehmen, daß der Alleinverantwortliche an den skandalösen Vorgängen, der Gauleiter Goebbels, bereits in den nächsten Tagen verhaftet werden wird. Es liegen schwerwiegende Beweise dafür vor, daß er nicht nur zum Hausfriedensbruch aufgefordert hat, sondern daß er auch persönlich an der Vorbereitung zum Landesverrat teilgenommen hat. Vor allem aber fällt auf ihn die schwerste moralische Schuld - - die Schuld, an dem von seinen S.A.-Leuten meuchlings vergossenen Blute."
„Ich möchte sofort die Korrektur lesen, soll sofort gesetzt werden", sagt Dembitzer zu dem Boten, der das Manuskript in die Setzerei bringt.
Dembitzer ist sehr schlechter Laune.
„Halt!" brüllt er dem Boten nach, „die Überschrift!"
Und haut über sein Manuskript in großen Buchstaben:
„Vor der Verhaftung Doktor Goebbels?"
Und dann kommen in den Zeitungen kleine, boshafte und hämische Notizen.
„Geht Goebbels nach Oberschlesien?" fragt die Mittagszeitung.
Und dann erzählt sie, daß der Berliner Gauleiter flüchten will und daß er seine verführten Leute im Stich lassen wird. Sogar sein S.A. im Stiche lassen, die jetzt anfängt, die Gefängnisse zu füllen.
Seht, so ruft die Asphaltpresse, so ist euer Führer in Berlin! Kaum geht's schief, schon reißt er aus und läßt euch im Dreck sitzen.
Aber die Herren von der hohen Politik in der Presse werden wieder von neuem sehr nervös, als sie gewisse Nachrichten erhalten. Was sagt die S.A. zu ihrem Doktor?, haben sich die Herren erkundigt.
Nun, die S.A. lacht.
Aber daß der S.A. das Lachen noch einmal vergehen wird, dafür soll gesorgt werden.
Wieder erscheinen kleinere und größere, nette Notizen. Adolf Hitler hat den Doktor Goebbels mit schweren Vorwürfen überhäuft! Heftige Zerwürfnisse hat es gegeben zwischen dem Diktator in München und seinem Gauleiter in Berlin! Der Oberbandit ist endlich in Ungnade gefallen! Goebbels wird strafversetzt!
Was sagt die Berliner S.A. dazu?
Nun, die S.A. lacht.
Die S.A. glaubt es nicht.
Und die S.A. sagt, daß das alles ein ganz verdammter Presseschwindel ist.
Und die S.A. sagt weiter, daß sie ganz genau weiß, daß die Presse lügt.
In den Cafès, in den Salons, in den Redaktionsstuben, in den Zirkeln und Kliquen und Konventikeln sind gewisse Herren außer sich, daß es jemand in Berlin geben könnte, der der Presse nicht glaubt.

*

Herr Dembitzer schwitzt eines Tages vor Wonne. Es gibt in der Presse viele solcher Dembitzers, leider viel zu viele. Und die S.A. bekommt diese Dembitzers zu spüren.
Herr Dembitzer hat eine wundervolle Nachricht bekommen.
Goebbels reist nach Stuttgart!
Die jüdischen Herren in der Presse freuen sich still und sie freuen sich laut. Sie haben vom ersten Tage an, da die NSDAP. in Berlin sichtbarer wurde, die ungeheure Gefahr für sich erkannt und sie haben diese Gefahr sicherlich nicht unterschätzt.
Eine Stunde später, nachdem Dembitzer die wundervolle Nachricht erhalten hat, schießen die Rotationsmaschinen ihre Blätter aus und Blatt um Blatt hat eine große Überschrift.

„Goebbels nach Stuttgart geflohen!“
„Vor der Verhaftung von Goebbels?“
„Geht Goebbels über die Grenze?“
„Goebbels läßt seine Anhänger im Stich!“

*

Auch der S.A.-Mann Schulz kauft sich so ein frisches Blatt. Und liest. Und tippt Hermann etwas heftig in die Seite.
„Au verdammt!“ schreit dieser. „Was…“
„Schnauze!“ sagt Schulz, „stell dich mal ordentlich hin und hör zu. Kannste nich feststellen, wann der Doktor aus Stuttgart wiederkommt? Dann holen wir ihn nämlich ab, verstehste? Und so ist er noch niemals abgeholt worden, wie wir ihn dann abholen, verstehste?“
Hermann ist hingerissen.
„Mensch…“, stottert er, „das is een janz jroßartiger Jedanke, ich…“
„Ruhe!“ sagt Schulz, „und stikum, Hermann!“
„Stikum, Ehrensache!“
Und die beiden S.A.-Männer, die ja eigentlich verboten sind, gehen auf die Pirsch und ruhen nicht eher, bis sie wissen, wann ein bestimmter Schnellzug mit einem bestimmten Mann in einen bestimmten Berliner Bahnhof einlaufen wird.
Und am übernächsten Tage bummeln merkwürdig viele Leute in der Königgrätzerstraße herum. Sie scheinen mächtig viel Zeit zu haben. Sie stehen mal vor dem Hotel Excelsior und besehe sich gelangweilt den Eingang und machen ein paar bescheidene Witze über den Portier, dann schlendern sie am Anhalter Bahnhof vorbei und besehen sich die ankommenden Droschken, dann besehen sie sich mal die Möckernstraße und auch ein Stück der Anhaltstraße.
Schließlich werden es immer mehr solcher Leute, die da herumbummeln und sich zunicken und sich auch manchmal etwas Heiteres zurufen und als es dunkel wird, stehen Tausende und Tausende auf dem Askanischen Platz und immer noch kommen welche hinzu. Von den Straßenbahnen, die vorbeifahren, springen ganze Trauben von Menschen ab und aus den Omnibussen, die hier halten, springen wieder andere Menschentrauben und die beiden Schupos auf dem Platz werden etwas unsicher.
Was geht denn da vor sich?
Man wird also auf alle Fälle einmal zur Wache telephonieren und dort vorbereiten.
Aber die Menge, die sich da angesammelt hat, gibt nicht den mindesten Grund zur Besorgnis.
Sie schreit nicht und sie brüllt nicht, es hält keiner eine Rede und es schwingt keiner eine Fahne, sie steht beinahe schweigend, als ob sie auf etwas ganz Bestimmtes warten würde.

*

Aber auf einmal, als ob der Blitz eingeschlagen hätte, ist es mit diesem Schweigen und mit dieser Ruhe zu Ende.
Ein einziger Schrei wie aus einem einzigen Munde bricht gegen das Bahnhofsgebäude. Und dieser Schrei geht wie ein rasender Fächer auseinander in tausend Rufe.
Aus dem Bahnhof ist ein einzelner Mann getreten und hat sich umgesehen, und bevor er fertig ist mit dem Umsehen, haben ihn vier Fäuste angepackt und ihn auf Schultern gehoben, so daß er allen sichtbar wird.
Er hebt die Hand und als Antwort auf diesen Gruß fegt ein Artilleriefeuer von Heilrufen zurück und dieses Feuer hat man bis zum Potsdamer Platz und bis zum Hallischen Tor gehört.
Diesen Schrei der treue, des Zornes, der Liebe und der Drohung.
Was ist los?

Was ist los? Die Nazis holen ihren „getürmten“ Goebbels vom Anhalter Bahnhof ab, weiter ist nichts los.
Aber es genügt, was?
Der Doktor ist wieder da!
Und die Nazis freuen sich abgründig und toll, daß der Doktor wieder da ist und sie freuen sich schließlich so heftig, daß die Schupos doch die Nerven verlieren und schleunigst ein Telephongespräch mit ihrer Wache führen.
Iiiiiii, heulen die Sirenen und Iiiiiiii ist das Überfallkommando heran.
Du lieber Gott, sollen sie kommen.
Und der S.A.-Mann Schulz pumpt seine beiden Lungenflügel mit soviel Luft voll, als er nur hineinpumpen kann und brüllt über die Menge hinweg einen Vers, einen ganz kurzen, aber er wird verstanden.

„Trotz Verbot –
nicht tot!“

Einige S.A.-Kameraden in seiner Nähe finden diesen Vers tadellos kurz und tadellos gebrauchsfertig und sie brüllen ihn noch einmal und dann finden immer mehr auf dem Platz den Vers sehr zuständig und schließlich wird er von der ganzen Menge gebrüllt und geschmettert.
„Was brüllen sie?“ fragt ein junger Polizeioffizier den Wachtmeister, der neben ihm steht; sie haben beide die Kinnriemen herunter gelassen und den Gummiknüppel in der Hand.
Und der Wachtmeister sagt, was sie brüllen.
Der Offizier sieht den Mann einen kurzen Augenblick an und dann grinsen sie beide. Sie dürfen nicht sagen, warum sie sich so verständnisinnig angegrinst haben, aber wenn in wenigen Minuten vielleicht der Befehl zum Einschlagen kommen wird, werden diese beiden ihren Gummiknüppel nur so zum Schein gebrauchen.

*

Die Leute auf der Straße bleiben stehen und drehen sich um.
Was ist denn das?
Ja, ist denn das nicht eine Frechheit, die zum Himmel schreit?
Die Spießer lehnen entrüstet aus den Fenstern und starren hinunter. Junge Burschen, mit dem Sowjetstern auf der Brust, bleiben stehen und werden knallrot vor Wut. Der Schupobeamte, der den Verkehr regelt, vergißt eine ganze Minute lang, ihn zu regeln und weiß nicht, ob er die Pistole ziehen darf in diesem Falle oder was er unternehmen soll.
Da marschiert jemand über die Straße… mit einem braunen Hemd… in einer Zivilhose zwar, aber mit einem braunen Hemd!...
Und da marschiert noch einer mit einem braunen Hemd.
Und da kommt schon wieder einer mit einem braunen Hemd unter der Jacke.
Wenn das keine Provokation ist!
Wenn das keine glatte Verhöhnung des Staates ist! Endlich kommt um die Ecke ein Schupo, der nicht gerade den Verkehr regeln muß und der greift sich einen der unverschämten Burschen heraus.
„He, Sie da…“
Der mit dem Braunhemd bleibt stehen und sieht verwundert zu dem Beamten auf und macht ein saublödes Gesicht dazu.
„Wat denn, Herr Wachtmeister?“
„Ziehen Sie das Hemd da aus!“
Der mit dem Braunhemd reißt die Augen auf.
„Wat denn, wat denn, Herr Wachtmeister!!! Hier, so for all de Damens? Aber, Herr Wacht-

meister…“
„Mann“, knurrt der Beamte, „das ist doch ein Nazihemd, nich wahr?“ – Der Bursche staunt.
„`n Nazihemd? Det hier? Aber Herr Wachtmeister! Det is mein Arbeitslosenhemd, mein Privathemde! Janz und jar privat! Det is ooch von Natur jar nich braun…“, und der Junge sieht sich nach allen Seiten um, ob auch alles zuhört und dann streckt er sich zu dem Beamten hinauf und flüstert in dessen reichlich behaartes, linkes Ohr, das es über die Straße schallt: „…det is wirklich jar nich von Natur braun, das is bloß so geworden, weil wir von oben so beschissen werden…“
Und haut nach dieser Eröffnung schleunigst ab. Dem Schupo klappt der Kiefer hörbar herunter, aber bevor er diesen Exzeß ahnden und feststellen kann, ist niemand mehr zu Feststellungen vorhanden.
Das Publikum, das zugehört hat, grinst ungemein.
Der Wachtmeister ist stinkwütend.
„Weitergehen!“ schnauzt er.
Das ist alles, was er tun kann.

*

Wieder einmal klebt an den Säulen ein Plakat der NSDAP.
Dr. Goebbels spricht über das Thema: „Ein Leben in Schönheit und Würde.“
Die Partei ist verboten, aber es ist bald Wahl in Preußen und die Wahlfreiheit ist ja garantiert und zur Walfreiheit gehören naturgemäß auch Versammlungen und also wird Dr. Goebbels eine Versammlung abhalten.
Auf dem Präsidium am Alexanderplatz machen die Herren ein saures Gesicht. Sie lesen wieder und wieder das Thema, über das Dr. Goebbels sprechen möchte und ihre Gesichter werden immer saurer. Über ein Leben in Schönheit und Würde will dieser rabiate Nazi sprechen?
Wir weder eine ganz nette, hinterhältige Sache werden.
Die Töne kennen sie allmählich.
Und die geliebten Zeitungen haben mal wieder eine vernünftige große Überschrift.
„Redeverbot für Goebbels?“
Die S.A. war bisher ziemlich geduldig und dickhäutig.
Aber jetzt reißt der S.A. die Geduld.
Man hat schon eine Versammlung des MdL. Haake verboten und die S.A. möchte gerne zeigen, daß sie noch am Leben ist. Und sie will wieder einmal zeigen, daß sie über die Drahtzieher im Hintergrund Bescheid weiß.
Plötzlich stehen auf dem Kurfürstendamm zwanzig rauhe Gestalten und jeder östliche Jude wird wiederum etwas unfreundlich angesehen und etwas unfreundlich behandelt.
Bei den Überfallkommandos dieser Landschaft schrillen ohne Unterlaß die Alarmglocken.
Und die Überfallkommandos kommen in ihren Flitzern angeflitzt, flitzen herunter und flitzen weiter und beginnen die Jagd.
Wer auch nur so etwas ganz entfernt Ähnliches wie eine Windjacke anhat oder auch nur so etwas ganz entfernt Ähnliches wie ein bräunliches Hemd, der wird gefaßt und auf die Lastwagen, die mitgekommen sind, verfrachtet.
Es gibt sehr viel Geschrei auf dieser vornehmen Avenue.
Und es gibt auch sehr viel Vergnügen dort in der Gegend, in der die Lastwagen stehen, denn die da oben brüllen höchst angeregt herunter.
„Auftrieb, meine Herren, Auftrieb!“
„Kunden im Laden, meine Herren, Kunden im Laden!“
„Mal´n bißchen Hetzjagd!“
Und dann kommen von den vollgepferchten Lastwagen plötzlich schöne, alte deutsche

Volkslieder.
„Ein Jäger aus der Kurpfalz
der reitet durch den grünen Wald
er reitet hin und her
so wie es ihm gefällt,
gar lustig ist die Jägerei
allhier auf grüner Heid, allhier auf grüner Heid.“
Singen werden sie wohl noch dürfen, wie? Deutsche Volkslieder dürfen sie ja wohl noch von sich geben, wie?

*

O ja. So ist das Leben zur Zeit.
Eines Tages muß das Verbot für die Provinz Brandenburg aufgehoben werden. Die Berliner Polizei ist nämlich, wie es sich herausgestellt hat, gar nicht zuständig, ein Verbot für ganz Brandenburg auszusprechen.
Nun, die Polizei weiß sich zu helfen.
Sie verbietet in Berlin die Schlageter-Feier.
Weil das Fest zur Erinnerung an diesen Mann geeignet erscheint, „die Ruhe und Ordnung zu stören.“ „Na, denn wolln wir mal“, äußert der S.A.-Mann Schulz und setzt sich in Trab, um die kleinen, netten und gemütlichen Vereinchen aufzusuchen, denen er allen angehört.
Den Verein „Donnerstag“, den Verein „Alt-Berlin“, den „Ballspiel-Verein“. Er tigert zum Vater Kunz in die Landsberger Straße und zum „Sportverein Südwest“ in die Katzbachstraße.
Der S.A.-Mann Schulz kennt sich allmählich im Berliner Vereinsleben aus.
Es sind da eine ganze Menge neuer, kleiner Vereine entstanden, deren Adresse und deren Telephonnummer und deren Mitgliedsverzeichnisse der S.A.-Mann Schulz noch im Träume hersagen kann.
Ehe er losgeht, holt er sich wieder einmal sein E. K. aus der Schublade. Er betrachtet es und putzt ein bißchen daran herum, es ist nicht mehr so blitzblank wie damals, als der Bataillonskommandeur es ihm in blauem Papier überreichte.
Und Schulz denkt an den Kemmel und denkt an Zypern, er denkt an die Somme und an die Argonnen. Er denkt an den großen Angriff der Amerikaner, in dem auf beiden Seiten eine Herde seltsam berüsselter Tiere aufeinander losgingen. Und wenn man die Gasmasken drüben entfernte, kam ein dickes, rotwangiges, gesundes Gesicht zum Vorschein und wenn man die Gasmaske hüben entfernte, zeigte sich ein blasses, hageres, ausgehöhltes Antlitz, das Antlitz des deutschen Soldaten 1918, dieses beinahe überirdischen Wunders an Zähigkeit, Tapferkeit und Treue bis in den Tod.
Schulz wischt sich über die Stirn.
es ist seitdem viel Zeit vergangen.
Und so Gott will, soll das alles einmal seine Frucht tragen. Bisher hat es nicht so ausgesehen, als ob es Frucht tragen würde.
Die vielen, vielen toten Kinder ihres Vaterlandes… würde ihr Opfertod noch einmal einen Sinn bekommen?
Mit zusammengepreßten Lippen wienert Schulz sein Eisernes Kreuz so blank, wie er es nur bekommt und dann steckt er den Orden auf sein Braunhemd. Später marschieren durch die Straßen Berlins ganz zwanglos einige hundert braune Hemden.
Sie marschieren nicht im gleichen Schritt und Tritt, denn sie wissen, daß sie verboten sind und sie wissen, was sie diesem Verbot schuldig sind.
Sie bummeln nur zu einer Versammlung.
Und ein braunes Hemd tragen sie eben, weil sie arbeitslos sind und nur ein braunes Hemd

besitzen und sich kein anderes kaufen können.
Aber der Schupo scheint dieser Einwand ganz und gar nicht stichhaltig. Die Schupo zieht den Burschen einfach die Hemden aus, diese gefährlichen staatsfeindlichen Hemden und dann stehen Schulz und seine Freunde im hemdenlosen Zustand da, das heißt mit nackter Brust, fromm, fröhlich und gar nicht sehr verstimmt. In diesem Zustand werden sie alle miteinander auf einen Lastwagen verfrachtet.
Richtung? Richtung Alexanderplatz natürlich.
Schulz betrachtet sein Eisernes Kreuz, das er vom Hemd abgemacht hat und in der Hand hält.
Dann holt er sich aus der Tasche seiner uralten Frontsoldaten-Hosen eine Rolle Leukoplast, die er immer bei sich führt, um bei Kleinigkeiten, die der S.A. zu passieren pflegen, für seine Freunde und sich den Sanitäter spielen zu können.
Er reißt sich einen Streifen ab und klebt sein E. K. säuberlich auf die nackte Brust.
Der Wachtmeister, der zwischen ihnen sitzt, sieht sich diese Unternehmung an und grinst.
„Und nu können wir fahren", sagt Schulz gelassen, „vielleicht können wir`n bißken in Jrüne fahren, wa? En bißken an die Sonne. Dann wird die Haut nämlich auch von außen braun. Innen is se schon braun, Herr Wachtmeister."
Der S.A.-Mann Schulz hält diese Geschichte für eine Episode und er ahnt nicht, daß er sich noch sehr oft sein Eisernes Kreuz mit Leukoplast an die nackte Brust wird heften müssen. Denn der Kampf hat erst begonnen.
Am Anfang des Monats Juli munkelt man etwas Tolles in der S.A.
Die Partei solle eine Zeitung bekommen, ein richtiges Wochenblatt, in dem der Doktor zu Wort kommen kann, so oft er will und in welcher Form er will. „Ne Zeitung?" sagt die S.A., „das kostet aber ne schöne Stange Geld." Und sie sagt das zögernd, weil weder der Doktor, noch die S.A. Geld hat.
„Janz ejal", sagt Schulz gläubig, „ne Zeitung ohne Jeld jibs nich. Weeß ick ooch. Aber wenn der Doktor eene Zeitung machen will, dann macht er eene und dann macht er eben eene ohne Jeld."
Und so geschahs. Der Doktor machte eine Zeitung ohne Geld. Die S.A. hatte wieder einmal recht. Mit zweitausend Mark wurde das Blatt gegründet. und nur der Doktor und einige wenige Vertraute wußten die Höhe dieser lächerlichen und eigentlich ganz unmöglichen Summe.
Kein Mensch ahnt zunächst, wie das Blatt heißen soll. Aber die Tatsache an sich fliegt von Mund zu Mund: Die NSDAP. in Berlin bekommt eine eigene Zeitung!
Am ersten Juli bedecken große Plakate die Litfaßsäulen. Auf diesen Plakaten ist nichts weiter zu sehen, als ein riesiges Fragezeichen. Und die Berliner betrachten sich neugierig dieses Fragezeichen. Was soll das wieder bedeuten?
Eine neue Zigarette? Ein neues Putzmittel? Ein neuer Roman in der Münchener Illustrierten? Ein neues Theater oder ein neuer Film?
Auch viele aus der Partei werfen einen Blick auf dieses unbekannte Fragezeichen.
Am zweiten Juli steht auf dem Plakat: „Angriff!"
Und darunter wieder das Fragezeichen.
Angriff? Was heißt Angriff?
Was heißt Angriff, fragen die Berliner und wittern nichts. Nur die Berliner S.A. beginnt etwas zu wittern und steckt die Köpfe zusammen.
Und am dritten Tage, am dritten Juli, ist das Fragezeichen verschwunden und da steht:

Der Angriff
Das deutsche Wochenblatt in Berlin!
Herausgeber: Dr. Goebbels

Ach so!, sagen die Berliner Zeitungen etwas verdutzt.
Großartig! jubelt die S.A.
Und am Montag, den 4. Juli 1927, steht der S.A.-Mann Schulz an der Ecke der Friedrich- und der Zimmerstraße und brüllt mit seiner besten und lautesten Stimme in die Gegend:
„Der Angriff! Das deutsche Montagsblatt! Das Blatt des deutschen Berlin! Das Blatt von Dr. Goebbels! Der Angriff! Der Angriff!"
Und genau so wie er, haben viele S.A.-Männer nunmehr einen neuen Dienst und einen neuen Kampfruf. Über Nacht sind sie zu Zeitungshändlern geworden. Und der Name der neuen Zeitung liegt ihnen merkwürdig gut im Munde.

*

Aber vorerst ist Berlin noch nicht erobert.
Und wenn ach der S.A.-Mann Schulz und viele seiner Kameraden an einer zugigen Straßenecke stehen und die neue Zeitung ausrufen, das Ergebnis ist noch sehr dürftig.
Viele sieht der S.A.-Mann Schulz an sich vorübergehen, in denen er Parteigenossen wittert.
Vergeblich streckt er ihnen seine Zeitung entgegen.
Verdammt noch mal!
Und die ewigen Klöhnereien in den Vereinen…
soll so das Dritte Reich erwachsen?
Die Arbeit ist schwerer als jemals. Der Vizepolizeipräsident, der kleine Isidor, läßt scharf Ausschau halten und scharf Wache stehen. Es ist soweit gekommen, daß man nur noch in tiefster Nacht rasch und heimlich durch die Straßen schleichen kann, mit ein paar hingeworfenen Kleisterhieben ein Plakat an eine Mauer klatschen und sich davon machen. Oder in aller Eile die Häuser abkloppen und durch die Briefschlitze einige Flugblätter stopfen.
Das ist alles und es ist unter solchen Umständen schon sehr viel.
Die braune Uniform hängt verborgen im Schrank und der Sommer geht dahin -.
Die Jungens hocken bei Vater Mehl zusammen. Vater Mehl ist Steinsetzer und schon lange arbeitslos. Er hat einen wundervollen Quadratschädel mit kurzem grauem Haar und seine breiten Hände sind schwielig und sehr langsam in ihren Bewegungen. Fünfunddreißig Jahre lang haben diese Hände gearbeitet und nun müssen sie sinnlos ruhen.
Vater Mehl ist Witwer. Im Kohlrübenwinter ist ihm seine Frau gestorben. Er lag damals in der Lausechampagne und hat sie nicht wieder gesehen. Einer seiner Söhne ist nach Kanada ausgewandert und er andere ist in O.S. verschollen. Vielleicht könnte das polnische Archiv über den Verschollenen Auskunft geben. Und weil Vater Mehl nun niemand mehr hat, für den er sorgen könnte und weil sein ganzes Wesen nun einmal so eingerichtet ist, daß er immer gerne für jemand sorgt, so sorgt er jetzt eben für seine S.A.-Jungens, für die sieben S.A.-Männer aus dem aufgeflogenen Toppkeller.
Er hat sie einmal in einer Destille aufgegabelt, wie sie heimatlos und etwas bedrückt herumsaßen und sie haben ihm alle sieben auf Anhieb gefallen und er hat den sieben ebenfalls auf Anhieb gefallen und damit war alles in Ordnung.
Wenn das Verbot einmal fallen wird, dann wird Vater Mehl S.A.-Mann.
Und solange er das nicht sein kann, spielt er den Herbergsvater für die Jungens.
Jetzt sind sie gerade dabei, sich möglichst piekfein für Nürnberg auszustaffieren. Für den Parteitag! Die Vorstellung, den Führer wieder von Angesicht zu Angesicht sehen zu dürfen, seine Stimme zu vernehmen und die Flammen zu spüren, di von ihm ausgehen, diese Vorstellung erfüllt einen wie den anderen mit einer heißen Freude.
Diejenigen, die ihn noch nicht kannten, als er damals zuerst in Berlin sprach, haben sich nachher nicht viel über dieses Erlebnis unterhalten können, denn die Kehle war ihnen zugeschnürt vor tiefster Bewegung und die Herzen verbrannten beinahe vor tiefster Liebe zu die-

sem Manne, der seinen weg wanderte mit tödlichem Ernst und links und rechts an diesem Wege alles mit sich riß, was sich lohnte, mitgerissen zu werden.
Hitler!
Was alles an Haß, an Verleumdung, an Niedertracht, an Lüge, an Bosheit, an Hohn und Spott, an Bespeien und Beschimpfen wurde über diesen Mann ausgegossen!
Was alles an Respekt, an Zuneigung, an Liebe, an Treue, an Hingabe, an Hoffnung, an Glauben, an Zuversicht wurde diesem Namen von den Seinen entgegengebracht!
Hitler!
Sein tödlicher ernst brannte wie ein Stichflamme alles zu Schlacke, was er haßte, und er haßte alles, was nicht deutsch war, er haßte alles, was lau war, er haßte alles, was lahm, weich und aus Pappe war. Seine Reden an die deutsche Nation waren von einer solchen eindringlichen Kraft und von einer solchen lebendigen Anschaulichkeit, daß noch der einfachste Mann, noch das primitivste Wesen allmählich begreifen mußte, was er wollte.
Seine reden waren nicht zärtlich und schön verschnörkelt. Sie wandten sich keineswegs an die Intellektuellen, sondern sie griffen nach allen einfachen Menschen. Seine Reden waren nicht gekünstelt, sondern von einer elementaren Wucht. Seine Rede war nicht „vielleicht“, sondern entweder – oder. Wenn er ja sagte, meinte er ja und wenn er nein sagte, meinte er nein. Die Sauberkeit dieses Charakters stand in der verrotteten Zeit wie ein Licht in einer verschwommenen Dämmerung.
Die Sauberkeit seines Privatlebens hielt jeder Verdächtigung stand, in der schwülen und verdorbenen Zeit, in die er hineingeriet, ein sonderbarer Fall. Ein erhebender Fall.
Viele gab es, die hingingen, ihn zu hören und die verdattert waren von der harten und rücksichtslosen Sprache, die er führte. Und viele von diesen glaubten zitternd, mit diesem Manne käme so sicher wie das Amen in der Kirche der Bürgerkrieg.
Unbeirrt aber blieben jene, die sich einmal entschlossen hatten, auf ihn ihre Karte zu setzen. Auch das kleine Häuflein der S.A., das jetzt bei Vater Mehl sitzt und sich für Nürnberg ausstaffiert.
Nürnberg!
Die Partei und die S.A. sind zwar in Berlin verboten. Aber die Berliner S.A. und die Berliner S.S. fährt zum Parteitag nach Nürnberg. Das gehört sich nicht nur so, sondern das muß einfach so sein. Hat nicht der Führer die Berliner S.S. zum Absperrdienst befohlen? Soll nicht die Berliner S.A. den großen Vorbeimarsch eröffnen?
Na also!
Daß sie nach Nürnberg fahren, ist klar. Wie das ermöglicht wird, darüber zerbrechen sie sich allerdings noch schwer ihre jungen und alten Köpfe.
Wozu aber haben sie schließlich ihre „Wählervereinigungen“?
„Erstens mal“, sagt Franz zuversichtlich, „erstens mal haben wir einen Sonderzug.“
„Sonderzug hört sich janz hübsch an. Fragt sich bloß, ob wir reinkommen.“
Ja, allerdings, das fragt sich.
Denn wer bezahlt diesen Sonderzug? Die Partei? Die verbotene Partei? Da lachen sämtliche Hühner. Die Partei hat Schulden, daß ihr der Kopf raucht. Die Partei lebt von Liebesgaben. Bezahlt vielleicht die S.A. den Sonderzug? Sehen wir uns einmal die S.A. etwas genauer an: Arbeitslose, Pennäler, Werksstudenten, Kurzarbeiter… nee, mein Junge, hier ist nischt zu holen.
Schulz kommt aus dem Schädelkratzen nicht mehr heraus. Und seine Stirn hört schon seit langem nicht mehr auf, gewaltige Sorgenfalten zu schlagen.
Es ist ja eine Schweinerei: trotz fanatischer Sparsamkeit, trotzdem der ganze Sturm, so sauer es auch fiel, seit Wochen keine einzige Zigarette mehr raucht und kein einziges Glas Bier mehr trinkt und so oft es geht, auf das warme Mittagessen verzichtet und spart und spart und spart… es fehlen noch immer zwanzig Mark.

Vater Mehl hört ihr Gejammer an und schließlich wird ihm das Wutgeheul zu dumm.
„Haltet jetzt die Schnauze“, sagt er und geht an den Schrank und holt aus der oberen, rechten Ecke, von ganz hinten hervor. ei uraltes, blaues Taschentuch. Und dieses alte Taschentuch knotet er langsam und behutsam auf und der Sturm sieht ihm gleichgültig zu. Dann legt Vater Mehl die vier Ecken säuberlich auseinander und was kommt da hervor, bitte? Ein Zwanzigmarkstück, ein echtes, goldenes, blindes, schweres Zwanzigmarkstück aus der Vorkriegszeit.
Der S.A.-Sturm erstarrt in Schweigen und Ehrfurcht. Schulz nimmt das goldene Stück in die Hand und wiegt es.
„Behalts man“, sagt Vater Mehl und hat plötzlich eine etwas heisere Stimme, „ob ick det im Taschentuch habe oder nich, is piepe.“
Von den Jungens getraut sich keiner etwas zu sagen. Sie wissen ganz genau, daß dieses märchenhafte Geldstück Vater Mehls letzte, aber auch allerletzte Reserve ist und also wissen sie genau, was dieses Opfer wert ist.
Schulz runzelt ungeheuer seine ohnehin faltige Stirn.
Zurückweisen darf er das Geschenk nicht. Viele Worte machen kann er nicht, weil er tief gerührt ist und irgend etwas muß ja gesagt oder getan werden, sonst platzen die Herzen auseinander.
Und plötzlich geht Schulz drohend auf Vater Mehl los, daß dieser erschrocken zurückweicht und der Sturm nicht recht weiß, was da geschehen soll, aber Schulz schlingt seine Arme um den alten Mann und drückt ihn an sein Herz.
Und dann steckt er die zwanzig Mark ein und es ist nicht mehr die Rede davon.
Als sie sich an diesem Abend verabschieden und auf der Straße sind, sagt Schulz: „Et is doch Ehrensache, det Vater Mehl die zwanzig Eier wiederkriegt, wa?“
„Und wenn wir een Jahr lang keene einzige Molle mehr trinken“, antwortet einer und damit ist auch diese Angelegenheit erledigt.
Am andern Tage geht’s los.
Sie hocken wieder bei Vater Mehl und machen einen enormen Skandal vor Freude. Aus Pappkartons, aus Papierbündeln, aus Rucksäcken, aus alten Kisten holen sie ihre verbotenen Uniformen heraus und drücken die frisch eingetroffenen Sturmnummern auf die schwarzen Spiegel.
„Mensch, det is wat!“
„Laß mal sehen, Orje.“
„Schnieke! Schnieke!“
„Wie`n richtjer Jeneral uff Besichtigung.“
„Jetzt sehn wir erst staatsgefährlich aus!“
Schließlich machen sie einen solchen Krach, daß Schulz vorsichtig aus den Fenstern sieht. Es gibt ja in diesem Hause nicht nur Nazis.
Und dann kleiden sie sich ein, wie die Umstände es erfordern.
Sie klemmen die braunen Hemdkragen unter die Hosenträger, daß der Hals weit und bloß heraussieht. Die Stiefel werden verstaut und die braunen Hosen, die Mützen und das Lederzeug. Sehr bürgerliche Hosenbeine schlenkern um Bärenstiefel und sonderbare Westen und Jacken kommen zum Vorschein.
Und die Hütchen!
Schulz bekommt vor Lachen keine Luft mehr, als er seine Horde betrachtet.
Da gibt es blaue Schirmmützen und Kreissägen, Panamahüte aus dem Dreißigjährigen Krieg, steife, verstaubte, verbeulte Kriminalmelonen, fesche grüne Jägerhütchen mit gewaltigen Rasierpinseln, auch tolle, aufgedonnerte Kalabreser - - ein schauerlicher Anblick.
Und auf diesen Anblick schwenken sie jetzt die militärisch gepackten Tornister.
„So“, sagt Schulz düster, „weiter wie bis in Hausflur werde ick ja mit euch nich kommen.

Unter der Haustür sind wir alle verhaftet. So schön sehn wir aus.“
Und dann gibt er seiner Horde noch einmal die letzte Instruktion. Für alle Fälle. Man kann nicht wissen.
„Wenn eener neugierig ist: ihr wollt in Machnow ein Grundstück kaufen, verstanden? In Klein-Machnow, in der neuen Siedlung, klar?“
Sie haben verstanden. Sie drücken Vater Mehl die Hand und dann turnen sie ab. Brav, sittsam, zu zwei und zwei.
In Machnow trifft sich die wilde Schar. Von allen Seiten strömen die verdächtig aussehenden Burschen zusammen.
Dem Herrn Landjäger sind diese verdächtig aussehenden Burschen natürlich nicht entgangen, die sich da in seinem Bezirk herumlümmeln. Er wird aber aus der ganzen Sache nicht recht klug. Ist das vielleicht ein Kundenkonvent, ein Landstreichertreffen?
Ausgerechnet in seinem Bezirk?
Und er äugt hin und äugt her und schließlich denkt er, daß sie eigentlich nicht wie Landstreicher aussehen, er kennt diese Typen. Die Jungens hier haben andere Gesichter.
Und der Herr Landjäger treibt sich unschlüssig in der Nähe herum und plötzlich fährt er zusammen. Eine scharfe Stimme knallt durch den Abend: „Antreten! Zu vieren abzählen! Mit Gruppen… rechts schwenkt… marsch!“
Aus der wilden Gruppe verdächtiger Burschen ist mit einem schlage eine wohlgeordnete und wohlerzogene Truppe geworden und dem Herrn Landjäger geht eine militärische Bogenlampe auf.
Wenn das nicht die S.A. von Berlin ist!
Sein Kommißauge schätzt den Trupp ab, das sind mindestens 700 Mann! Soll er gegen diesen Trupp, der beinahe eine Friedensstärke von einem halben Regiment hat, vorgehen? Er allein?
Nee, er allein nicht. Aber es gibt ja ein Telephon. Und er rast zum Telephon.
Als die Signale der Überfallkommandos durch Machnow gellen, da pfeift gerade der Zug in der Bahnhofshalle, zieht an, fährt ab und der große Scheinwerfer des Polizeiwagens beleuchtet noch einen sehr hübschen Anblick: Hunderte von winkenden S.A.-Händen. Und die roten Schlußlichter des Zuges. – Langsam schleicht der Zug in die Bahnhofshalle von Nürnberg.
Und dann überschwemmt eine braune Schar den ganzen Bahnsteig.
Als sie die Sperre passieren, kneift Ede plötzlich Schulz heftig in den Oberarm. Ede hat etwas entdeckt. Draußen vor dem Bahnhof hat er eine riesige Menschenmenge gesehen.
Ede pfeift leise durch die Zähne.
„Dicke Luft“, sagt er, „da draußen stehnse!“
Und Schulz faßt nach dem Koppelschloß und macht den Schulterriemen locker und der ganze Sturm macht es ihm nach. Sie sind es so gewohnt, die von der Berliner S.A.: wo eine Menschenmenge sich ansammelt, geht’s los, geht’s los gegen die S.A.
„Damit wir nich aus der Übung kommen!“ knurrt Schulz sarkastisch und der Sturm formiert sich.
Und dann kommen sie aus dem Bahnhofsausgang und erwarten getrost die ersten Zurufe und die ersten Anrempeleien.
Und wahrhaftig: ein donnerndes Gebrüll tobt ihnen entgegen, daß ihre Lippen schmal werden. Aber dann sperren sie Mund und Augen auf und starren sich blöde an. Das donnernde Gebrüll ist nämlich nichts anderes, als ein einziger, jubelnder Schrei:

Heil Hitler! Heil Berlin!

Die Berliner bleiben vollkommen verdattert stehen und sind entsetzlich verlegen. Träumen sie das oder träumen sie das nicht? Gibt es das: hunderttausend Menschen auf einem Klum-

pen schreien Heil Hitler? Sie sehen mißtrauisch in den Aufruhr und dann werden ihre Züge weich und ihre Lippen lösen sich wieder auseinander. Der Ingrimm und die Wut, die Entschlossenheit und Bereitschaft, dreinzuschlagen, das alles löst sich jetzt und wechselt um zu einem ungeheuren Gefühl der rasendsten Freude.
Die siebenhundert der Berliner S.A. brüllen auf, rufen und schreien und winken und grüßen und nicht viel hätte gefehlt, so hätte die Berliner S.A. geheult wie die Schoßhunde vor Freude.
Und nun fliegen zu ihrer erstarrenden Verwunderung auch Blumen! Blumen über die S.A.! Kinder, Kinder, das kann doch alles nicht stimmen.
Aber es stimmt.
Es stimmt ganz genau.
Und jetzt kommt langsam durch die Menschenmenge ein Auto gefahren und in die Berliner S.A. fährt vom Kopf bis zu Füßen eine Flamme.
Der Führer!
Der Führer ist an den Bahnhof gekommen, um seine Berliner S.A. abzuholen!
Wie der Satan flitzt die S.A. und tritt in zwei Gliedern an. Und jetzt fährt der Führer langsam die Front ab… langsam… ganz langsam… von einem Mann zum andern… und jedem sieht er ins Auge… jedem einzelnen… und jeder gibt diesen ruhigen, ernsten Blick zurück… du bist der Führer… wir gehören dir… mach mit uns, was du willst… was du willst…
Und dann marschiert Berlin ins Quartier, von den Menschenmengen begleitet, von jubelnden Menschenmengen.
„Kommst dir wahrhaftig vor wie uff Urlaub“, stottert Schulz und Ede nickt gerührt.
„Weeßte“, sagt er, „so war et, als wir in Riga einmarschierten!“
Sie werden mit Blumen zugedeckt und sie stecken die Blumen an ihre Koppel, an die Brust, an die Mütze. Dann und wann hören sie aus der Menge Rufe und sie werden stolz auf diese Rufe.
„Die Berliner!“ rufen die Nürnberger sich zu. „Die Berliner!!!“
Plötzlich dreht sich Schulz nach seinen Jungens um. „Laß uns man nach Hause kommen!“ brüllt er, „so muß es in Berlin ooch noch werden!“
„Ehrensache!“ brüllen sie zurück.

*

Aber immer noch nicht ist es soweit. Im Gegenteil, ganz im Gegenteil!
Hundemüde und überglücklich fährt die Berliner S.A. wieder nach Hause. Die Nacht zum Montag fahren sie zurück und schlafen in den Eisenbahnwagen. In den Gepäcknetzen liegen sie und auf dem Fußboden, auf den Bänken und überall, wo sich nur ein menschlicher Körper noch ungefähr zusammenkrümmen kann. Plötzlich fahren sie hoch. Signale ertönen. Türen werden aufgerissen und die an der Tür am nächsten liegen, bekommen Kolbenstöße in die Rippen.
Was ist denn da wieder los, zum Teufel?
Sie wissen bald Bescheid.
Der Vizepolizeipräsident empfängt die S.A. an der Stadtgrenze der Reichshauptstadt.
Ach, Isidor! denkt die S.A. ergrimmt.
„Alles raus!!!“
Die verschlafenen S.A.-Männer steigen langsam aus und im Schein des aufdämmernden Morgens sehen sie Lastwagen stehen.
„Kaffeeholer raus!“ ruft Schulz fröhlich, aber ein Kolbenhieb in die Kniekehlen läßt ihn schweigen.
Mit den Gummiknüppeln werden sie auf die Lastwagen getrieben. Rauchen und Singen wird ihnen verboten. Auch Pfeifen ist verboten, auch Zurufe sind verboten, auch Hinlegen ist ver-

boten.
Die gesamte S.A. von Berlin ist verhaftet. Sie wird dorthin geschafft, wo die Verbrecher hingeschafft werden, zum Alexanderplatz. Unterwegs beginnt sofort die Untersuchung. Herr Weiß weiß, daß die Berliner S.A. in Nürnberg vom Führer zwei Fahnen verliehen bekommen hat. Und diese Fahnen will Isidor unbedingt haben.
Die Beamten beginnen zu suchen.
In fieberhafter Hast hat der Fahnenträger das Tuch vom Schaft geschnitten und es unter sein Hemd gestopft. Aber es ist zu spät. Die Beamten haben ihn beobachtet und ihrer acht stürmen auf den Fahnenträger ein und reißen ihm das Hemd vom Leibe. Tränen der Wut laufen ihm über die Wangen und er macht es den Polizisten nicht einfach.
Dann lassen ihn Hiebe von Gummiknüppeln zusammenbrechen.
Eine Stunde später steigt aus dem Transport, aus allen wagen, von allen Lippen das ewige, heilige Lied und schmettert durch Berlin, das eben as dem Schlaf erwacht, unter Karabinerkolben und Gummiknüppeln singen sie, mit Handschellen, mit zerschlagenen Gesichtern und zerrissenen Hemden, singen siebenhundert verhaftete S.A.-Männer:
„Deutschland, Deutschland über alles!!!“
Keine Drohungen machen sie stumm. Kein Knüppel bringt sie zum Schweigen.
Berlin stutzt. Horcht auf und erstarrt.
Wie, man hat doch berichtet, daß die NSDAP. erledigt und gestorben sei?
Man hat doch gelesen, daß die S.A. verboten worden sei?
Aber da fährt sie ja, Wagen hinter Wagen, die erledigte, gestorbene, verbotene S.A.!
Da fährt sie doch –
„…und im Unglück nun erst recht!“ - -

*

Die Verhöre dauern lange und sind sehr genau und gründlich. Immer wieder von neuem werden die Sachen der S.A.-Leute durchwühlt.
Die Uniformen werden beschlagnahmt, Hosen, Hemden und Mützen.
Am Montag abend beginnt man sie einzeln zu entlassen. Und auf diese einzelnen stürzt sich die Kommune, die sich am Alexanderplatz freudig aufgebaut hat. Als letzter verläßt der Gausturmführer Daluege das Polizeipräsidium. Er ist solange geblieben, bis er wußte, daß keiner seiner S.A.-Männer noch in diesem Hause weilt.
Als jene S.A.-Männer, die eine Stellung hatten, am Dienstag morgen an ihre Arbeitsplätze erscheinen, finden sie ihren Platz besetzt.
„Unentschuldigtes Fernbleiben… tut uns leid… es gibt genug Arbeiter in Berlin…“
Berlin hat an diesem Tage einige hundert Arbeitslose mehr.
In der Presse wurde verblüffenderweise berichtet, die Berliner S.A. sei verhaftet worden, weil sie in Erlangen Arbeiterjugend überfallen und blutig geschlagen hätte.
Die S.A. reibt sich mal wieder die Augen. Arbeiterjugend? In Erlangen?
Die Berliner S.A. ist gar nicht über Erlangen gekommen! – Aber das macht der Presse nichts aus.

*

Bei all dem kann man nicht leugnen, daß Schwung in den laden gekommen ist.
Schulz merkt es, weil er mehr Zeitungen verkauft, als früher. Der „Angriff“ geht ganz ordentlich. Die Massenverhaftung der Berliner S.A. hat eine großartige Reklame für die NSDAP. gemacht. Vollkommen kostenlos!
Dem Gauleiter Dr. Goebbels wird ein erneutes Redeverbot zugestellt.
Unterzeichnet ist dieses Dokument neben einem großen Amtsstempel:
„In Vertretung

Krause
Kanzleiassistent.“

Am nächsten Abend las Schulz seinen Jungens die Erwiderung von Dr. Goebbels aus dem „Angriff“ vor.
„Ich, Krause, werde also der Verfassung ins Gesicht schlagen, Dr. Goebbels die freie Meinungsäußerung, die jedem Deutschen garantiert ist, absprechen, und wenn er es wagen sollte, dennoch den Mund aufzutun, die Versammlung auflösen.
Böser Krause! Wir vernehmen mit Zittern deine schrecklichen Drohungen. Wir werden nicht versäumen, vor jeder Versammlung erst schüchtern anzufragen: Ist Krause im Hause?“
Die S.A. brüllt vor Vergnügen, und als sie nach Hause geht, hat sie ein neues Lied. Es hat nur vier Verse, dafür eine schreckliche Melodie. Und heißt:

Ist Krause, ist Krause…
im Hause… im Hause?...
Nein, er ist nicht da…
Aber wir sind da…

Und dann wird noch etwas gemurmelt, was so etwas wie einen fünften Vers darzustellen scheint, man kann es nicht ganz genau verstehen, aber es hört sich entfernt an wie: …die S.A.…die S.A…
Das kann natürlich nicht sein, denn die S.A. ist verboten.
O, so keck aber auch der „Abgriff“ ist und so draufgängerisch er Abend um Abend auch erscheint: es geht ihm nicht gut.
Dieser verdammte Geldmangel!
Es ist einfach nicht zu glauben, wieviel Geld eine solche Zeitung kostet!
Außerdem rückt auch der unangenehme Zeitpunkt heran, an welchem Doktor Goebbels die geliehenen zweitausend Mark zurückzahlen muß. Der Pleitegeier lüftet seine Schwingen und läßt seinen peinlichen Ruf ertönen!
Der Doktor spricht kein Wort darüber.
Aber die S.A. weiß Bescheid. Sei weiß, daß er schwere Sorgen hat. Sie weiß auch, daß der Gauleiter beinahe Tag um Tag vor Gericht gezerrt wird und daß man ihn dort mit lächerlichen und törichten Kleinigkeiten in ellenlangen Verhandlungen mürbe zu machen sucht.
Und immer noch ist ihm das Reden verboten.
Da sitzen sie nun zusammen, die alten Streiter, Daluege und Geyer und andere und auch Schulz ist dabei. „Auf die Dauer hält das auch der stärkste Mann nicht aus“, murmelt Schulz, „immer so ohne een bißcken Freude, immer Krach und Jericht und hinten und vorne Schikane und denn noch die Sorjen…“
Sie sprechen nämlich vom Doktor. Und sind sich einig, daß etwas geschehen muß. Und als sie eines Abends auseinandergehen, wissen sie auch, was geschehen muß.
Daluege freut sich darüber. Nämlich darüber, daß der Doktor in einer ganz gewissen Weise zum ersten Male von ihnen allen zusammen beschwindelt werden soll. Und zwar ganz systematisch. Es wird verflucht schwer fallen, aber sie halten dicht. Und der Doktor ahnt nichts.
Er schreibt seine rasiermesserscharfen Aufsätze im „Angriff“, er gibt seine Befehle für die Sport-, Spar-, Bier-, Turn-, und sonstigen Vereine, die sich da gegründet haben, er steht vor Gericht und steht wieder vor Gericht und steht noch einmal vor Gericht und schuftet für die Partei.
Und so kommt langsam, viel zu langsam für die Horde, die ihn beschwindelt, der 29. Oktober.
Der 29. Oktober ist der Geburtstag von Dr. Joseph Goebbels.
Zunächst ereignet sich an diesem Tage eigentlich gar nichts Besonderes. Seine Mitarbeiter

sagen ihr Gratulations-Sprüchlein auf, das mit einem sehr laute „Heil Hitler!“ schließt, drükken ihm die Hand und sind mit ihm außerordentlich vergnügt über das besonders passende Geburtstagsgeschenk, das dem Doktor ausgerechnet heute vom Polizeipräsidium hergeschickt worden ist.
Mit dem heutigen Tage ist nämlich dem Dr. Goebbels das Reden wieder erlaubt. Wieso das überhaupt kam und wieso es gerade an seinem Geburtstag kam, das weiß kein Mensch und weiß es bis zum heutigen Tage noch nicht. So verläuft also der Geburtstag sehr nett.
Als es Abend wird, holen zwei wackere, alte Kampfgenossen den Doktor aus seiner Wohnung. Sie teilen ihm weiter nicht mit, wohin es geht, sie sagen ihm nur, er solle mal ruhig mitgehen, es würde vielleicht ganz hübsch werden.
Der Doktor geht gutmütig mit. Sie wandern durch viele Straßen und dann betreten sie ein Lokal und kommen in einen großen Saal und als der Doktor neugierig und verwundert durch die Tür sieht, da sieht er die gesamte S.A. und viele, viele PGs. Und alles miteinander steht auf und brüllt „Heil!“ und „Wir gratulieren!“ und: „Hoch soll er leben!“ und es begibt sich ein riesiger Aufstand.
Ob er will oder nicht, er muß rauf auf die Tribüne und dann kommt Schulz und hält eine kleine Rede und überreicht ihm einen sehr netten Maulkorb, den er eine gesetzlich geschützte Isidormaske nennt und alle im Saale brüllen vor Vergnügen, wie der Gauleiter von Berlin dasteht und sprachlos seinen Maulkorb in der Hand hält.
Und schon steht der nächste Gratulant neben ihm.
Der überbringt ein großes Paket und der Doktor muß es aufknoten und als er es aufgeknotet hat, findet er eine Pappschachtel drin und in der Pappschachtel liegen zweitausendfünfhundert Neubestellungen auf den „Angriff“.
Die haben Schulz und seine Leute fieberhaft in den Wochen zuvor gesammelt.
Da steht nun der Doktor Goebbels, dem der Herr Polizeipräsident das Reden wieder erlaubt hat und bringt kein Wort über seine Lippen.
Und jetzt taucht der baumlange Daluege auf und schwenkt ein Kuvert in seinen Händen und in dem Kuvert sind zweitausend Mark, zweitausend Mark glatt auf den Tisch, damit der Herausgeber des „Angriff“ einmal seine dringenden Schulden los wird. Zweitausend Mark, gesammelt von Parteigenossen! Und zuguterletzt kommt noch ein zweiter Briefumschlag. Als der Doktor diesen aufreißt, findet er den zerrissenen Schuldschein über die geliehenen zweitausend Mark…
Und bevor der völlig überraschte Mann, der da an seinem dreißigsten Geburtstag so merkwürdige Geschenke erhält, von denen er nur eines, nämlich ein Maulkorb, für ihn selber und alle anderen für die Partei sind…, bevor er sich mit einem Wort bedanken kann, schwingt sich schon Schulz auf einen Tisch und verliest die gemeinsame Gratulation der Berliner S.A. an ihren Doktor.
Und diese Gratulation heißt so:

„Lieba Dokta!

Wir Balina brauchen eenen, der uffmeebelt, wissen Se, so mit Schwunk und Jrazie. Weil wir det wissen, det Sie wat keen, un wenn denn so eener von die Brider kommt und Ihnen mit dolle Sachen und Jemeinheiten anspucken tut, lassense man, davor haben wa Ihnen jerne. Also, hochzuvaehrenda Dokta, wehrta Volksjenosse, wir jratulieren also wie jesacht und winschen Sie allet Jute vor die Kämpferei, wat uns jar nich doll jenuch herjehen kann und ibahaupt mit Sie, wo allet mitmacht.“

Ja, das ist die Berliner S.A.
Der Dr. Joseph Goebbels mag in dieser Nacht noch lange wach gelegen haben. Mit solchen

Männern, wie er sie an diesem Abend erlebte, wird Berlin erobert werden. Langsam geht es weiter.
Am andern Frühjahr, am 20. Mai, zogen 12 Nationalsozialisten in den Deutschen Reichstag.

*

Vorher aber hat Schulz noch ein großes Erlebnis. Einmal hat er Urlaub, richtiggehenden Urlaub für einen ganzen Sonntag.
Das geht ganz gut, denn es gibt im Augenblick keinen Toppkeller zu hüten und keine Druckerei der Kommune auszuheben, auch ist im Sturm kein Dienst angesetzt.
Er überlegt nicht lange, was er mit diesem freien Sonntag anfangen will, er möchte gerne einmal wieder in die Mark fahren, in die kleinen, netten märkischen Dörfer; er hat nämlich seine Heimat entdeckt. Und früh am Sonntag fährt er mit Hermann los, sie haben ein paar Stullen mit und eine Kanne kalten Kaffee.
„Det is det einzig richtije", erklärt er Hermann ausführlich, „früher, da is man ja bloß in die Stadt rumgeloofen. und hat keene Ahnung von draußen jehabt, von die Heimat und so. Mal nach Treptow un mal nach Spandau un vielleicht mal nach Tegel, det war allens. Bis de uff eenmal dahinter kommst, dat es ooch wat wie Land jibt, vastehste, richtijet Land mit Ziejen un Hühner un Glocken in Kirchen. Ick hab mir uffjeschrieben, wo ick überall hinfahren muß… hier, kiek mal her…"
Er breitet einen großen Zettel aus.
Und der Zug rollt, die Heidelandschaft fliegt vorbei, die Kiefern, die Äcker und die Wiesen. Hermann studiert den Zettel, den Schulz sich angefüllt hat mit den Namen von allen Dörfern und Städten, die er nach und nach besuchen möchte und Hermann, der ein alter Wandervogel ist, muß kichern. Schulz hat sich da einen Zehnjahresplan aufgeschrieben.
„Da fahr ich nu überall hin, alle Vierteljahr in een anderet Städtsken. Öfters kann ich ja nich weg, nich wahr? Öfter haak doch keen Jeld, und denn is ja auch Dienst, nich?"
Hermann nickt, Hermann staunt.
Für Hermann ist das alles gar nichts Neues. Er hat als Wandervogel oft genug die Mark durchstreift. Als Zehnjähriger ist er schon überall dabei gewesen und er kann es sich im Augenblicke gar nicht vorstellen, daß es Berliner gibt, die keine Ahnung von der Mark haben, und diese wunderschöne, kraftvolle und verträumte Landschaft wie ein Wunder, eine Offenbarung erleben.
Neugierig und ein wenig beklommen schaut er in die Liste, die Schulz ihm hinhält.
Da stehen sie alle fein aufgemalt, die Perlen der Mark, Schwedt an der Oder und Vierraden, Belzig und Wiesenburg, Rathenow und Wittenberge, Gransee und Lychen, Prenzlau und Rheinsberg und Burg Friesack, Joachimsthal und Chorin, Boitzenburg und Alt-Landsberg, Stendal und Küstrin und wie sie alle heißen.
Heimat, denkt Hermann, wie er das da liest. Gibt es denn das, Heimat auf so einem Stück Papier?
Sehnsucht nach einer Heimat… er beginnt zu begreifen und er schämt sich fast, daß er das in seiner Jugend all das so selbstverständlich erlebte und hinnahm, und sich gar keine großen Gedanken darüber machte und märkische Heide und märkischen Sand höchstens wunderschön fand, die Seen und Wälder und alten Städte, mit ihren Türmen und trotzigen Bauten. Und ihm wird plötzlich klar, daß dieser Mann da neben ihm, der S.A.-Mann Schulz, zwar die halbe Welt im großen Kriege sah, - aber wofür er sich schlug, wofür er seinen Kopf hinhielt, das lernt er erst jetzt, das lernt der S.A.-Mann, das lernt er durch Adolf Hitler. Eine Blutwelle schießt dem Jungen ins Gesicht. Und während der Zug auf Prenzlau zufährt, schiebt Hermann seine Hand in die von Schulz und sagt, bittend halb und tröstend halb:
„Wir fahren öfter zusammen. Ja?"
Schulz sieht ihn an, und dann begreift er, daß dieser halbe Knabe da neben ihm nachgedacht

hat, über ihn, über die Bewegung und über die Heimat auch. Und er sagt: „Ja, und dann sehen wir vielleicht mal nach, wo wir eigentlich herkommen."
Er sagt wir, aber es ist deutlich, er möchte: ich: sagen.
„Das interessiert mich nämlich."
Dann sehen beide lange aus dem Fenster.
Denn es ist so wahnsinnig schwer, über solche Sachen zu reden. Und Hermann erinnert sich an ein Lied, das hat er einmal gehört und das hat er einmal gesungen, - aber jetzt plötzlich fällts ihm wieder ein, und jetzt versteht ers ganz anders, viel tiefer, viel besser, jetzt ists plötzlich kein gewöhnliches Lied mehr, wie so tausend andere, jetzt ists ein Bekenntnis, ein schönes, lockendes Lied und während der Zug auf dem Bahnhof einläuft, singt Hermann das Lied aus vollem Hals, und Schulz hört aufmerksam zu:

„Märkische Heide, märkischer Sand,
Sind des Märkers Freude, sind sein Heimatland.
Steige hoch, du roter Adler,
Hoch über Sumpf und Sand,
Hoch über dunkle Kiefernwälder,
Heil dir, mein Brandenburger Land,
Hoch über dunkle Kiefernwälder,
Heil dir, mein Brandenburger Land."

*

Als sie den Bahnhof in Pasewalk verlassen, bleibt Schulz plötzlich stehen.
„Hermann", sagt er, „verdammt, hier is dicke Luft!"
„Wieso?" fragt Hermann verwundert, denn weit und breit ist von dicker Luft nichts zu sehen und nichts zu hören.
„Weeß nich", sagt Schulz, „een alter Krieger riecht so wat. Et riecht nach Senge. Vielleicht haben wir Schwein, det wir in Zivil sind."
Und als sie durch das Städtchen wandern, merkt auch Herman, daß hier in der Tat etwas nicht geheuer ist. Ein paar verdammt bekannt aussehende Visagen begegnen ihnen, die sie auf Anhieb auf Rotfront taxieren.
„Aha", knurrt Schulz, „na, denn mal uff Patrouille."
Und sie tigern neugierig los und weder die Ucker noch das Rathaus interessieren von nun an. Und nach zehn Minuten ist der Fall geklärt. Schulz pfeift durch die Zähne, als sie ans Schützenhaus kommen. Denn in diesem Pasewalker Schützenhaus sitzt der Berliner Sturm 1 und vor dem Schützenhaus steht da die Kommune, und zwischen beiden Parteien, siehe da, stehen Landjäger.
„Feine Wurschtmaxen!" flüstert Schulz.
„Aber sicher!" flüstert Hermann zurück.
Landjäger heißen nämlich gewisse sehr geschätzte Berliner Würste.
So, so, denkt Schulz aufgekratzt, so ist das also in Pasewalk: Kommune und Landjäger belagern zusammen einen Nazisturm.
Und er geht ein bißchen näher mit Hermann heran. Plötzlich knallt es und Landjäger und Kommunisten machen einen netten, kleinen Sturm auf das Schützenhaus. Aber Türen und Fenster dort sind fest verrammelt und den Sturm 1 kriegen sie nicht heraus.
„Wo der sitzt", sagt Schulz halblaut, „da bleibt er ooch sitzen und da müssense erst mal mit Haubitzen, Minen und Flammenwerfern kommen und die habense Jott sei Dank nich bei die Hand."
Dann pilgern die beiden harmlos ein bißchen um das Schützenhaus herum, aber auch an der Hinterseite ist nichts zu machen, auch hier stehen Landjäger und Kommunisten und überdies

saust ein Bierglas aus dem Schützenhaus haarscharf am Kopfe von Schulz vorbei.
„Schade!“ brüllt er verärgert hinüber, womit er meint, daß es schade sei, daß dieses schöne Glas nicht an einem Kommunistenkopf gelandet sei. Sie ziehen sich beide wieder in Dekkung zurück und Schulz zerbricht sich den Kopf, wie er da eingreifen könnte. Verdammt und zugenäht, hier muß er doch eingreifen! Hier muß doch etwas geschehen, zum Teufel! Und dann kommt ihm eine ganz blödsinnige Idee, über die er selber kichern muß, aber immerhin kann man die Sache mal probieren. Und er packt Hermann am Arm und sie verschwinden im nächsten Gasthof. Dort hängt sich Schulz fromm und frech an die Telephonstrippe.
Und ruft fromm und frech die Reichswehr an. Verlangt den wachhabenden Offizier.
„Wie bitte?“ fragt der Offizier entgeistert zurück. „Landjäger und Kommunisten zusammen? Das ist wohl nicht gut möglich, lieber Mann.“
„Schön“, antwortet Schulz, „dann geht eben die Bude in die Brüche und dann lieb Heimatland ade.“
„Gut“, sagt jetzt der Offizier am anderen Ende zögernd, „ich werde Meldung machen.“
Schulz und Hermann tippeln wieder zum Schützenhaus zurück. Die Belagerung ist weiter gegangen. Mitten unter den Kommunisten stehen die beiden und warten, was geschehen wird. Vielleicht hat der Reichswehroffizier Murr in den Knochen und kommt mit der Wache. Vielleicht darf er das gar nicht. Vielleicht… vielleicht…
In diesem Augenblick öffnet sich im zweiten Stock im Schützenhaus ein Fensterladen und eine Serie von Biergläsern kommt angepfiffen und im selben Augenblick hat Schulz wiederum einen blödsinnigen Einfall. Er kümmert sich gar nicht um die berstenden Gläser, sondern sieht scharf hinauf zum geöffneten Fenster und dann hebt er den rechten Arm hoch und grüßt.
Und runter den Arm.
Die Kommunisten haben nichts gemerkt. Aber Schulz hofft, daß die da oben etwas gemerkt haben.
„Wennse nich janz und jar dämlich sind, wissense Bescheid, daß hier zwei sind“, knurrt er.
Hermann ist die Spucke bei diesem gewagten Unternehmen weggeblieben.
Es vergehen einige Minuten und dann sieht Schulz, wie sich im Erdgeschoß ein Laden langsam öffnet und wieder reißt Schulz den rechten Arm hoch, es ist ihm jetzt vollkommen schnuppe, was die Kommunisten dazu sagen werden, wenn sie es bemerkt haben. Und wenn die ganze Meute über sie herfallen wird.
Gespannt starren die beiden auf das Haus.
Und jetzt öffnet sich wahrhaftig die Tür unten.
„Los!“ brüllt Schulz und die beiden jagen in langen Sätzen auf das Haus zu und bevor die verdutzten Kommunisten kapieren, was da vor sich geht, sind die beiden in der aufgerissenen Tür verschwunden.
Die Tür wird wieder zugeschlagen und verriegelt. Schulz und Hermann atmen noch heftig von dem rasenden Lauf.
Im Halbdunkel des Korridors steht ein blutjunger Mensch vor ihnen, noch jünger wohl als Hermann.
„Ich heiße Horst Wessel, Sturm 1“, sagt er.
„Sehr anjenehm“, meckert Schulz vergnügt los, „Schulz mein Name und das ist Hermann…“
„Ich werde dem Sturmführer melden“, unterbricht ihn Wessel kühl und geht weg.
Es wurde mit den beiden nicht viel gesprochen, denn draußen ging die Teufelei wieder los. Es begibt sich eine reelle Schießerei.
„Ich habe die Reichswehr angerufen“, meldet Schulz zögernd und der Sturmführer nickt. „Das habe ich auch gemacht. Die Apparate hier gehen noch.“
Na also, denkt Schulz zufrieden, dann habe ich ja gar keinen Blödsinn gemacht. Und dann

begibt er sich mit Hermann auf die Suche nach dem jungen Menschen, der sie vorhin unten im Flur empfangen hat.
Horst Wessel hieß er ja wohl. Und dieser junge Mensch hat auf Schulz einen ganz großen Eindruck gemacht. Er weiß selber nicht, warum, er hat ihn nur einige Sekunden gesprochen. Aber trotzdem…

*

Nach einer halben Stunde ist die Reichswehr da. Sie geht nicht sehr brüderlich mit den Kommunisten um, sondern sehr unbrüderlich, und sie ist auch zu den Landjägern nicht besonders höflich, sondern, um genau zu sagen, von allergröbster Grobheit.
Dann klopft es an das Tor des Schützenhauses.
Der Sturm 1 ergibt sich der Reichswehr.
Links und rechts von den Soldaten begleitet, marschiert der Sturm 1 zum Bahnhof.
Als der Zug anfährt, hebt der Reichswehroffizier langsam seine Hand zum Helm und läßt sie dort, bis der letzte Wagen vom Bahnsteig verschwunden ist. Es sind zusammen in ein Abteil geraten: Hermann, Schulz und Wessel.
Während der Zug heimwärts rasselt, sitzen sie in einer lebhaften Unterhaltung zusammen.
Wovon sie reden?
Gott, sie reden von der S.A., von den Aufmärschen, vom Führer und vom Doktor Goebbels.
Wovon sollten sie auch sonst reden, die S.A.-Männer?

Sie tauschen ihre zahlreichen Erinnerungen aus und Schulz erzählt zum Beispiel von dem ersten Marsch der S.A. durch das rote Neukölln.
Der junge S.A.-Mann, der Horst Wessel heißt, hört andächtig zu, nur manchmal sieht es so aus, als wollte er den Älteren unterbrechen, das eine oder das andere bekräftigen oder eine Frage stellen, die Erzählung scheint ihn auf das Äußerste zu erregen.
Schulz erzählt:
"Das war ja heute beinahe nischt und wenn die dämlichen Landjäger nich jewesen wären, hätten wir die Kommune uffen Arm jenommen, fertig, ab und wären längst bei Muttern. Aber ihr hättet det mal erleben sollen November 26, als Gener seinen blödsinnigen Befehl losließ, mal durch Rixdorf zu pilgern - das heißt, so blödsinnig war er jar nich, er war goldrichtig, et war eene bodenlose Frechheit, ick weiß noch wie heute, det war eigentlich so richtig der Anfang vons Janze - also 11. November Treffen Bahnhof Kaiser-Friedrich_Straße. Schon faul. Mensch, stell dir vor, so in Uniform und dann erst mal hinkommen alleine zum Bahnhof! Na, und so war et denn ja auch. Die ersten Jungens, die ankamen, hatten alle, eener wie der andere, verbundene Köppe. Aber sie waren wenigstens da. Und dann kamen immer mehr und schließlich waren wir so 300 Männekens. Um ums rum klebte die Kommune und machte Stieloogen und jeder suchte sich eenen von uns zum Uffressen aus. Dat sie nich jleich an Ort und Stelle det Maul uffmachten und zubissen, det war weiter nich verwunderlich. Wir kennen ja die Brüder, die wollen erst mal een bisken Freude an die Sache haben. Na ja und denn gings los!
Antreten! Achtung! In Reihen - na und so -"
"Und dann?" wirft Wessel ungeduldig ein.
"Schupo keine?" fragt Hermann.
"Nee und ja", fährt Schulz fort, "erst jing es nicht los, et jing nämlich überhaupt nich los, vastehste. Schupo war selbstmurmelnd keine da. Hatten ihr Köppchen zu lieb und wat sollste ihnen det übel nehmen, Mensch. Schupobereitschaft Neukölln is heute noch een Todeskommando.
Na, wir trommeln also janz mächtig und die Kommune brüllte um uns rum und so mar-

schierten wir mitten in den dicken Dreck rein.
Und von Querstraße zu Querstraße wurde die Sache kitzliger. Die niedlichen Kommunisten-weiber schrien wie die Irren aus allen Fenstern und uff die Straße wurde die Gasse, die det Volk links und rechts machte, verdammt enge. Na, nu würden sie wohl bald anpacken. Von unsere Trommeln war überhaupt nischt mehr zu hören. Wir marschierten bloß noch nach dem Hoch- und Niedergeschrei der Kommune. Die hatten ooch eenen Takt und da mar-schierten wir eben danach, det jing janz ordentlich.
Und weißte - mit dem Singen - da war det man ooch so ne Sache. Ziemlich mau. So richtige Lieder, wo man jejen die Internationale hätte mit an können, die hatten wir ja nu nich und -"
"Das isr es!" unterbricht ihn Horst Wessel aufgeregt, "das ist es nämlich! Das habe ich schon so oft empfunden! Da marschierst du nun und alles ist ganz hübsch und ganz gut und du kommst dir wunder wie vor - und mit einem Male fängt die Bande das Singen an: Die Inter-nationale - erkämpft das Menschenrecht - es ist schon etwas dran an dem Lied, darauf könnt ihr euch verlassen, das ist gar nicht so ohne, das Lied, das hat so einen Schwung und da sitzt was drin in der Melodie - und die reißt mit - auf zum letzten Gefecht! - Jawohl!"
"Na, na!" macht Hermann ungläubig, aber Wessel blitzt ihn wütend ab.
"Das weiß doch jeder von uns, Mann Gottes! Da haste eine große Versammlung. Schön. Du redest und redest und bist im Schwung und dann kommt ein roter Redner aufs Podium und debattiert einen Haufen Mist zusammen und du freust dich schon auf den Augenblick, wo du den Herrn im Schlußwort zudecken kannst - und dann sangen sie auf einmal an zu singen: Völker hört die Signale! Auf zum letzten Gefecht! Und dann singen tausend Mann dir die Ohren voll und haben alles vergessen, was man ihnen soeben mühselig auseinandergesetzt hat. Und sie hatten schon manchmal ganz beifällig gemurmelt! Aber wenn sie dieses Lied hören, werden sie wie verhext, und wenn du dir den Mund fußlich geredet hast - sobald einer das Lied anstimmt, hast du umsonst geredet, alles in die hohle Hand. Ich weiß doch, ich habe das doch schon erlebt: ganze Versammlungen waren umsonst, nur weil die Internationale so einen kolossalen Schwung hat. Kapiert ihr das?"
"Sicher", gibt Hermann zögernd zu, "aber wir haben doch ooch Lieder, Mensch!"
"Lieder! Lieder!" fährt Wessel wieder auf, "natürlich haben wir Lieder! Eine ganze Menge sogar! Aber ich will euch was sagen: uns fehlt das Lied! Jawohl, das eine große Lied, mit dem wir die Internationale an die Wand drücken können. Wir müßten auch so eene Interna-tionale haben und die würde natürlich Nationale heißen, und die fehlt uns nämlich."
"Da heben wir doch das Deutschlandlied", sagt Hermann nachdenklich.
Wessel merkt, daß sie noch nicht ganz genau wissen, worauf es ihm ankommt und jetzt gerät er in Schwung und Feuer, denn er redet sich jetzt ein Problem von der Seele, über das er schon lange nachgegrübelt hat und das ganze Abteil hört zu, aus den Nebenabteilen kommen sie geklettert und schließlich ist er umringt von einer andächtigen Zuhörerschaft.
"Das Deutschlandlied", erklärt er, "das Deutschlandlied ist für die Feiern da, versteht ihr? Aber es ist nichts für eine Versammlung, dicht vor einer Saalschlacht! Gar nichts! Mit dem Deutschlandlied kannst du niemals gegen die Internationale ankommen. Und unser S.A.-Lied: `Noch ist die Freiheit nicht verloren, solang ein Herz sie heiß begehrt`- das ist wunder-voll, aber es ist viel zu schwer. Und was haben wir weiter noch - vielleicht: `Hakenkreuz am Stahlhelm`? Was heißt hier Stahlhelm, wir müssen ein Lied haben, das für uns alle gilt, hier muß was her für alle und nicht nur was aus dem seligen Kapp-Putsch!"
Sie sind still geworden im Abteil.
Dann sagt Schulz langsam: "Det is ja ich so janz unrichtig. Aber wir haben eben keins und wir können ooch keins machen. Wenn`t kommen soll, mein Junge, dann is et auf eenmal da, da brauchste keine Bange zu haben. Sowat is auf eenmal da. Dichten kann man so wat nich. Und nun weiter. Wie wir da am Hermannsplatz sind, wird dem Fahnenträger ziemlich mul-mig und er fängt sachte an, das Tuch einzurollen. Immer so pö-apö, vastehste. Erst dachten

wir, det is der Wind, der die Fahne mal een bisken zusammenrollt, aber denn wurde uns die Sache dunkel und der Gegner spritzt vor und redet mit dem Jungen mal Fraktur - na und denn flatterte sie ja ooch wieder janz lustig.
Und denn kam Schupo und riegelte den janzen Zug von die Zuschauer ab.
Und so sind wir heil durchgekommen. Die Kommune zerplatzte vor Wut, kann ick euch flüstern. Später haben wir ja denn son bisken mit Rollkommandos Ordnung gemacht, aber der Marsch war doch det Schönste.
Bloß, det se nachher, als wir am Halleschen Tor auseinandergingen, die Straßenbahnen stürmten, wo wir einzeln nach Hause fuhren, det war weniger schön. Det war echte, feige Kommune. Solange wir marschiert sind, hat sich keener rangetraut. Aber als jeder alleene war, da jabs auf einmal dreißig Verletzte." -
Schulz ist mit seiner Erzählung fertig und sie sitzen eine ganze Weile schweigend. Genau so und so ähnlich hat jeder von ihnen schon ein Erlebnis hinter sich und nicht umsonst sind ihre Gesichter hart geworden, seit sie bei der S.A. sind.
Dann läuft der Zug in Berlin ein. Sie sehen sie schwarzen, rauchverklebten und trostlosen Hinterhäuserfronten und dieser Anblick macht sie nicht gerade froh. Wessel deutet hinaus auf diese Fronten, von denen der Putz abfällt und an denen die Fenster blind sind und nur bisweilen ein blasses Kindergesicht zu sehen ist.
"Die Leute da müssen wir haben", sagt Wessel plötzlich in die Stille hinein, "die da drin wohnen, die müssen wir bekommen. Die erwarten nichts mehr vom Leben und die müssen wieder eine Hoffnung kriegen. Die Arbeiter da, die müssen wir uns holen -"
Sie nicken ringsherum und dann steigen sie aus und gehen auseinander vor dem Stettiner Bahnhof. Horst Wessel, Schulz und Hermann.

*

Und dann kommt der Tag, an dem die Standarte 4 vor das Karl-Liebknecht-Haus marschiert. Vor das Haus, in dem das fanatische Herz des deutschen Kommunismus rasend und unaufhörlich schlägt, in dem die Zentrale der vernichtendsten Idee untergebracht ist, die die Welt je sah, in dem das Hauptquartier für die Bolschewisierung Europas Tag und Nacht mit allen Mitteln skrupellos arbeitete.
Hätte die Weltpresse begriffen, was an diesem Tage vor sich ging und welch eine Bedeutung dieser Marsch hatte, sie hätte Hunderte ihrer besten Reporter mobil gemacht und von ihnen diesen Marsch der Standarte 4 begleiten lassen. Denn die unbekannte Vorhut Europas trat an gegen den blutroten Stern Lenins, der verlorene deutsche junge Haufe machte sich zum Sturm bereit, die Standarte 4 zog zur feierlichen Demonstration gegen die Vernichter der heiligsten Begriffe.
Hätte die Weltpresse begriffen, welche ungeheure Gefahr der Bolschewismus für Europa und die Welt bedeutet, hätte sie nicht nur geistreiche und interessante Berichte aus Sowjetrußland gebracht, hätte sie darüber hinaus den Verwesungsgeruch gerochen, der aus dem Osten heranschwelte - sie hätte mit den riesigen Überschriften und in spaltenlangen Berichten von dem Marsch der 600 S.A.-Männer gegen die K.P.D. erzählt.
Aber die Weltpresse war instinktlos. Sie begriff nicht, daß hier eine Hand voll entschlossener Männer eine alte Kultur verteidigte und eine ernste Drohung demonstrierte gegen die Verbrecher, die an diese Kultur ihre Minen legten.
Die Standarte 4 nimmt keine anderen Waffen mit, als ihre ernsten und entschlossenen Gesichter. Sie wissen wohl, in welche verhängnisvolle Gegend sie der Marsch führt: das Karl-Liebknecht-Haus steht auf dem Bülowplatz, im nördlichen Zentrum Berlins.
Bevor sie zu diesem Marsch antreten, spricht der Standartenführer einige wenige Worte zu ihnen: "Die Kommunisten werden versuchen, zu stören. Demgegenüber hält die S.A. eiserne Disziplin. Unter allen Umständen wird die geschlossene Marschordnung aufrechterhalten.

Wenn wir angegriffen werden - dann - die Reihen dicht geschlossen! Und nun - die Fahnen hoch! - Standarte 4 - Marsch!!! -"
Im Sturm 1 zuckt plötzlich ein junger S.A.-Mann heftig zusammen. Was hat der Staf soeben für Worte gebraucht?
"Die Reihen dicht geschlossen - die Fahnen hoch -"
In dem S.A.-Mann Horst Wessel schlägt plötzlich eine Flamme auf. Die Worte sind doch wie ein Lied! - ein Lied! - ein Lied, denkt er und marschiert wie im Taumel mechanisch mit - die Reihen dicht geschlossen - die Fahne hoch - so ungefähr muß das Lied lauten und dann - die braunen Bataillone - und Hoffnung und Zuversicht - brüllt nur "Nieder!" ihr Burschen da - hängt nur die ellenlangen Spruchbänder um euer Liebknechthaus - hängt nur eure Sowjetfahne überall heraus - bald flattern Hitlerfahnen über allen Straßen - ja, so muß das Lied sein -
Der S.A.-Mann Horst Wessel kommt von diesem Marsch wie berauscht nach Hause. Seine Hände sind trocken und heiß und sein Kopf glüht.
Er spricht kaum ein Wort daheim, sitzt da und brütet. Und mitten in der Nacht fahren sein Bruder und seine Schwester in ihren Zimmern aus dem Schlaf. Was ist um Gottes Willen in Horst gefahren? Mitten in der Nacht spielt er Klavier und singt dazu! Sie klettern aus den Betten und lauschen eine Weile und dann gehen sie hinüber zu ihm, sehen ihm über den zerwühlten Kopf, indessen er immer weiter singt und sie versuchen, auf dem unleserlichen Notenblatt den Text zu entziffern und es dauert gar nicht lange, da singen sie mit. Sie singen ein funkelnagelneues Lied, das ihnen sogleich merkwürdig nahegeht, es hat etwas von einem aufreizenden Schlachtgesang und einem uralten Volkslied zugleich.
Drei junge Menschen singen unbekümmert mitten in der Nacht:

Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen,
S.A. marschiert mit ruhig festem Schritt;
Kam`raden, die Rotfront und Reaktion erschossen,
Marschier`n im Geist in uns`ren Reihen mit!

Die Straße frei den braunen Bataillonen!
Die Straße frei dem Sturmabteilungsmann!
Es schau`n aufs Hakenkreuz voll Hoffnung schon Millionen,
Der Tag für Freiheit und für Brot bricht an.

Zum letztenmal wird nun Appell geblasen,
Zum Kampfe steh`n wir alle schon bereit,
Bald flattern Hitlerfahnen über allen Straßen,
Die Knechtschaft dauert nur noch kurze Zeit!

Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen,
S.A. marschiert mit ruhig festem Schritt;
Kam`raden, die Rotfront und Reaktion erschossen,
Marschier`n im Geist in uns`ren Reihen mit!

*

Zehn Monate später schreibt der Gauleiter von Berlin: Schon singen landauf landab die braunen Soldaten dieses Lied. In zehn Jahren werden es die Kinder in den Schulen, die Arbeiter in den Fabriken, die Soldaten auf den Straßen singen! Ich sehe im Geiste Kolonnen marschieren, endlos, endlos, endlos. Ein gedemütigtes Volk steht auf und setzt sich in Bewegung und mitten aus Millionen Kehlen klingt es auf, das Lied der deutschen Revolution: Die Fah-

ne hoch! -
Es hat keine zehn Jahre gedauert, bis das Lied von ganz Deutschland gesungen wurde.

*

Viermal wird Horst Wessel der Posten eines Sturmführers angeboten, dreimal die Funktion eines Reichsredners und schließlich der Rang und der Posten eines Oberführers in Mecklenburg.
Als Schulz ihn wieder einmal trifft, hat sich Horst Wessel für den Posten eines Truppführers entschieden. Trupp 34, Friedrichshain.
Und das ist ein Todeskommando.
Aber aus dem verlotterten und verlorenen Haufen 34 erzog sich Horst Wessel den Sturm 5, den berühmtesten Sturm von Berlin.
Eines Abends trifft Schulz mit ihm zusammen und grinst. "Dicke Luft soll der Gesundheit äußerst zuträglich sein", murmelt er, "sieh dir man vor, mein Sohn."
"Vorsehen?" lacht Wessel, "das kann man ja manchmal machen. Willst du heute abend mal mitkommen? Ich bin gerade unterwegs."
"Natürlich", antwortet Schulz neugierig und sie zittern los.
Wessel steuert in eine wirklich finstere Gegend. Unterwegs gibt er Schulz einige gute Ratschläge.
"Wenn du aus Versehen heute abend mal nicht anders kannst und Heil Hitler rufen willst, dann telephoniere vorher nach dem Leichenwagen, bitte."
Und dann landen die beiden in der Mexiko-Bar.
Die Mexiko-Bar ist eine wirklich pfundige Kneipe. Sie wäre selbst in dem Lande, von dem sie ihren Namen bezog, als besonders interessant aufgefallen. Schmierige Huren mit leichenblassen Gesichtern und dick aufgetragener Schminke und mit vom vielen Trinken heiseren Stimmen rekeln sich an den Tischen. Neben ihnen sitzen junge Männer mit entzündeten Augen, aufgeschwemmten Backen und liederlichem Ausdruck. Ein billiges Orchestrion vollführt einen grauenhaften Lärm.
Ein betrunkener älterer Mann in einem verschmutzten Anzug, die blaue Schiffermütze im Genick, wiehert an der Theke mit zwei blutjungen Burschen, denen er Zoten erzählt.
Links am Tisch sitzt eine hochblonde, etwa dreißigjährige Frau, die drei junge Mädchen im Lokal hin- und herdirigiert.
Über dem Ganzen liegt eine undurchdringliche Wolke von Zigarrenrauch und Wessel und Schulz schnappen erst einen Augenblick nach Luft, bevor sie sich an einen Tisch nahe der Tür hinhauen.
Sie werden einen kurzen Augenblick von den Gästen gleichgültig abgeschätzt.
Wessel beugt sich etwas vor, zu Schulz hinüber.
"Hier macht die Kommune Politik", murmelt er, "hier kommt keine Polizei her. Die Blonde dahinten ist die Führerin des Roten Frauen- und Mädchenbundes. Eine besonders feine Marke, was? Und die drei da drüben an der Theke, der mit der blauen Mütze und den beiden Jungs, da meinste sicher, die kochen einen Einbruch aus, nicht wahr? Aber die machen etwas ganz anderes: die kochen den nächsten Überfall aus und zwar auf die S.A. und wenn du es ganz richtig wissen willst, auf meine S.A., auf den Sturm 5."
Schulz konnte nicht verhindern, daß ihn eine ganz dünne und zarte Gänsehaut überlief. Das war mehr als Frechheit, hier zu sitzen, das war eine Unverschämtheit ersten Ranges und bei diesem Gedanken mußte er grinsen.
"Allerhand!" knurrte er anerkennend, "allerhand von dir!"
"Kleine Unternehmung in den feindlichen Graben", flüsterte Wessel zurück, "glaube gerne, daß es dir hier nicht besonders gefällt. Aber ich muß mir dieses Milieu immer wieder ansehen, verstehst du, immer wieder. Damit ich dem deutschen Arbeiter davon erzählen kann,

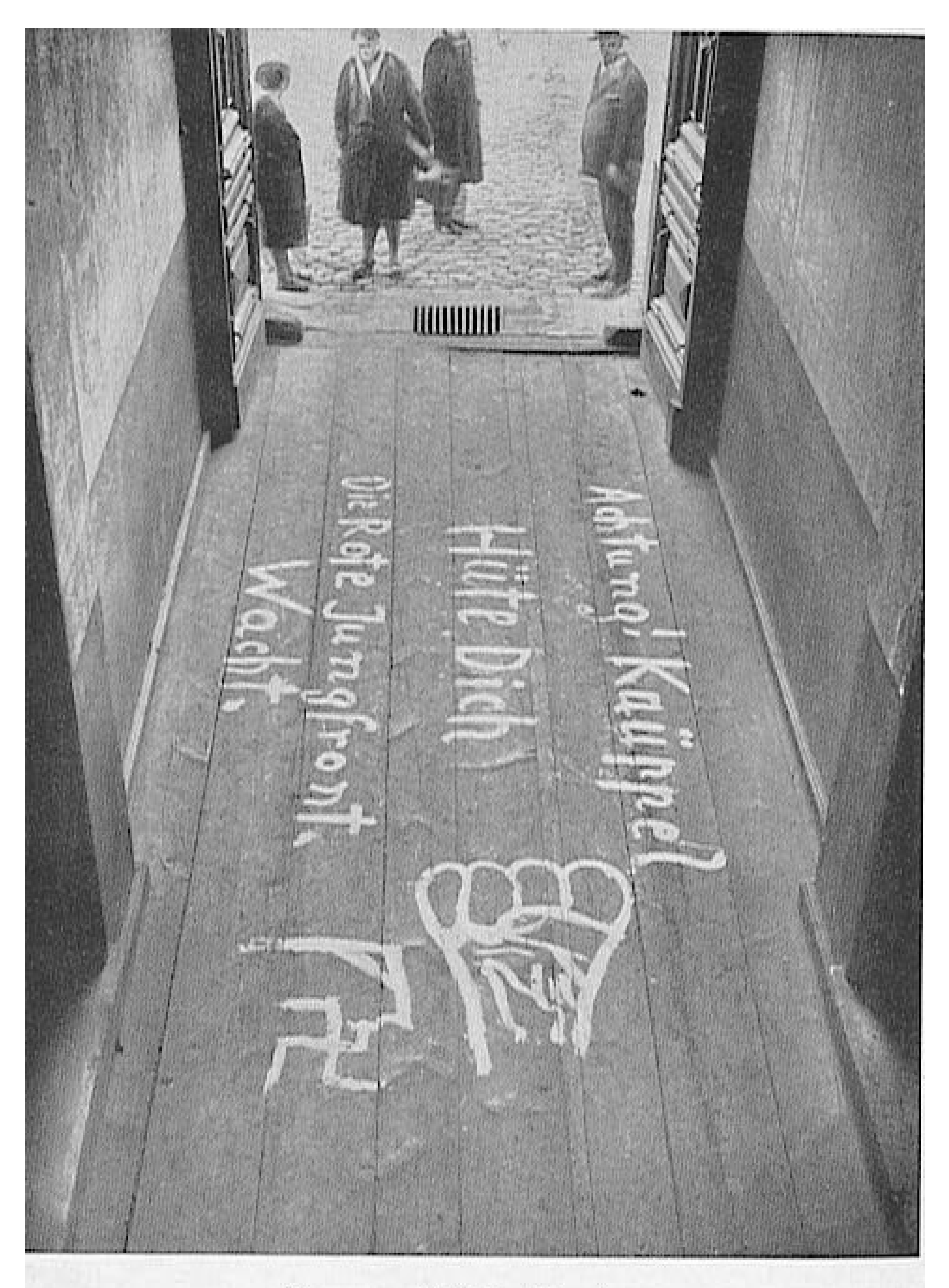
wie die kommunistischen Damen und Herren aussehen und beschaffen sind. Damit er sieht, wer sich da anmaßt, seine Führer zu spielen. Und wem er seine Söhne und Töchter anvertraut."
Auf dem Nachhauseweg fragt Schulz nachdenklich: "Sag mal, Wessel, wat warst du eigentlich früher? Haste Arbeet oder nich?"
Wessel lächelt.
"Was ich war? Ich will dir lieber sagen, was ich bin. Student, Korpsstudent, Arbeiter und S.A.-Mann. Mann kann das nämlich alles zusammen sein und keines weniger oder mehr, als das andere."
Schulz staunt.
"Mein Vater war Pfarrer", sagt Wessel noch, aber dann lenkt er ab. "Und jetzt will ich dir mal unser neues Sturmlied vorschmettern."
Sie waren gerade unter den Linden angekommen, aber das machte Wessel weiter keinen Kummer. Er zog Schulz neben sich, diese schöne, breite Straße entlang und sang sein Lied:

"Ob Ausmarsch oder Versammlungsschlacht
Wir müssen es immer beweisen!
Ob vor uns die Schupopistole kracht,
Pb die Luft voller Steine und Eisen!
Ja in jedem Falle geht Mann für Mann
Vom fünften Sturm an den Feind heran"...

Und dann trennen sie sich, der Sturmführer Horst Wessel und der S.A.-Mann Schulz. Der eine trollt sich in Richtung Vater Mehl und der andere in die Jüdenstraße.
Sie haben sich niemals wiedergesehen.



Horst Wessel
als Sturmführer des Sturms 5



Kommunistische Drohung
im Hausflur des Berliner Standartenführers Knüppel

*

Kurz vor dem Parteitag des Jahres 1929 hatte Horst Wessel ein denkwürdiges Gespräch. Mit dem Dr. phil. Hans Gerkenrath, Germanist und Sachverständiger für mittelalterliche Kunst. Dieses Gespräch fand statt an der Ecke Friedrichstraße und Unter den Linden und es dauerte anderthalb Stunden.

Der Doktor Gerkenrath nahm kein Blatt vor den Mund und genierte sich in keiner Weise, mit seiner Meinung herauszurücken.

"Du hast eine geradezu vorbildliche Geschicklichkeit", sagt er ironisch, "dir deine Zukunft zu versauen. Nur hätte ich dir in dieser Hinsicht etwas mehr Phantasie zugetraut. Scherz beiseite" - und Gerkenrath wurde ernst - "was soll das für einen Sinn haben, in blödsinnigen Kneipen herumzusitzen und sich mit Marxisten herumzuprügeln und überhaupt so ein blödes Landsknechtsleben zu führen? Mensch - überlege doch, ist das denn auch ein Lebensziel? Du bist doch schließlich Korpsstudent und außerdem bist du ein vorzüglicher Jurist und kannst, wenn du nur willst, eine Bombenkarriere machen. Und was machst du? Du steigst im Wedding herum und läßt dich blutig schlagen und schlägst selber wieder blutig. Mensch, Horst, wenn du Blut sehen willst, steig lieber auf Mensur und stich dich nach dem Komment herum, wie es sich für einen Menschen deiner Bildung geziemt. Wenn ich dich so ansehe, packt mich die kalte Wut über dich. Du kannst überdies noch sehr gut schreiben und bist überhaupt ein talentierter Kerl. Wie du als geistlicher Mensch -"

Horst Wessel bleibt brüsk stehen und hat plötzlich eine scharfe Falte auf seiner sauberen und klaren Stirn.

"Halt mal", sagt er, "einen Augenblick. Jetzt hast du mir endlich das Stichwort gegeben. Ich bin mir darüber klar, daß du von dem, was ich dir jetzt sagen werde, nicht einen Hauch versteht, ich könnte ebenso chinesisch mit dir sprechen. Aber ich will einmal mit dir chinesisch sprechen. Die Sache sieht nämlich so aus: Tatbestand: ich stamme aus einem Pfarrerhause, gut erzogen, habe mein Maturum gemacht, gehöre dem Kösener SC. an, Normannia, Alemannia, zwei ausgezeichnete Korps. Ich studiere Jura mit Lust und Liebe. Ich schreibe nebenher Gedichte und Novellen. Ich liebe Literatur und ich liebe Musik und ich bin also, wie du so treffend gesagt hast, ein geistiger Mensch. Ich habe auch ganz gute Manieren, nicht wahr, ich habe niemals den Fisch mit dem Messer gefressen und ich kann einer Dame die Hand küssen, ohne daß diese Hand von meiner Nase feucht wird -"

Horst Wessel unterbrach sich und lächelte, denn Gerkenrath hatte den Mund schmerzhaft verzogen.

"Entschuldige, Hans, ich war gerade dabei, in meinen handfesten S.A.-Ton zu verfallen. Dir zuliebe werde ich versuchen, weiterhin gewählt zu sprechen. Also, ich bin ein geistiger Mensch, das haben wir festgestellt. Ich habe mich in Goethe versenkt und ich liebe die Romantik, Schlegel, Tieck, Novalis - ich liebe abgöttisch Hölderlin und kenne meinen Nietzsche und meinen Kant - ich bin also ein geistiger Mensch. Und ich kann dir sagen und erläutern, was es mit dem **dolus eventualis** auf sich hat und wie das Recht der alten Römer zu Seiten eines sehr geehrten Herrn Cäsar ausgesehen hat.

Ich kann also nicht oft genug wiederholen, daß ich ein geistiger Mensch bin. Und jetzt hör gut zu. Ich habe diesen meinen geistigen Besitz einmal auf die Seite geschoben. Ich wohne in schauderhaften Buden, die nach Kohlsuppen und Gerstenkaffee riechen, denn ich esse meistens Kohlsuppe und trinke meistens Gerstenkaffee. Und ich prügle mich, so oft es sein muß - und es muß sehr oft sein - auf der Straße mit verhetzten, deutschen Arbeitern herum und mit Verbrechern und Zuhältern. Ich habe ein braunes Hemd und marschiere mit meinen Kameraden und diese meine Kameraden sind èinfache Arbeiter`, wie du diese deutschen Menschen, die vielleicht unsere besten sind, herablassend nennen würdest. Ich sitze in meinen Sturmlokalen herum. Ich mache in der S.A. vierundzwanzig Stunden Dienst am Tage und ich verdiene keinen Pfennig."

"Nun ja", äußerte Gerkenrath unwillig, aber Wessel ließ ihn nicht zu Wort kommen.
"Ich bin noch lange nicht am Ende. Also, ich habe alles, was mein geistiger Besitz ist, einmal auf die Seite geschoben. Und jetzt paß genau auf. Für mich bedeutet vorläufig gar nichts: Sicherheit der Existenz, Aussicht auf Karriere, die Schätze der Kultur, der Geistigkeit, der Bildung. Sogar die Juristerei bedeutet vorläufig nichts für mich und ich will dir mitteilen, daß sogar das ganze Leben für mich vorläufig nichts bedeutet - solange dieses Volk in so grauenhafter äußerer und innerer Not haust. Solange dieses Volk keine Kultur und keine Geistigkeit und keine gesicherte Existenz hat, solange will ich von all diesen Gütern auch keines besitzen. Hoffentlich verstehst du, was ich meine, Gerkenrath?"
Der Freund zuckt die Schultern.
"Natürlich verstehe ich das! Ich meine nur, Wessel, du wirst doch einsehen, daß man diesem Volke und überhaupt jedem Volke doch nicht die Kultur bringt, indem man sich auf Tod und Leben herumprügelt und -"
"Doch!" ruft Horst Wessel beinahe jubelnd, "doch! Gerade! Mensch, jetzt kommen wir nämlich zum Kern der Sache. Glaubst du nicht, daß ich genau weiß, wie viele geistige Menschen sich abgestoßen fühlen von unseren rauhen Manieren und von unserer rauhen Sprache und unserer ganzen rauhen Aufmachung? Hans, das muß sein, das muß einfach sein! Erst muß das Haus gebaut werden, bevor man es einrichten kann. Erst müssen die Straßen gebaut werden, bevor man Wagen darauf fahren lassen kann. Zuerst muß unter allen Umständen die politische Existenz dieses Vaterlandes gesichert werden, bevor wir wieder an Goethe, Hölderlin, Johann Sebastian Bach und an alle Dinge, an denen sich die Seele erfreuen kann, denken dürfen. Gerkenrath! Es gibt keine deutsche Kultur ohne einen deutschen Staat und es gibt keinen deutschen Staat ohne ein deutsches Volk.
Du weißt, daß ich mich niemals mit Phrasen abgebe. Und ich habe dir da soeben einen fundamentalen Satz meiner Weltanschauung gesagt.
Und jetzt werde ich dir die Anwendung dieser Weltanschauung sagen. Es hört sich ein wenig rauh an, aber wir sind im Kampf rauh geworden. Die praktische Anwendung dieser Weltanschauung ist folgende, wer ein geistiger deutscher Mensch ist -"
Horst Wessel unterbricht sich und beginnt noch einmal, ganz langsam und ganz eindringlich, als wolle er diese Erkenntnis in den Kopf seines Freundes mit Hammerschlägen einrammen:
"Wer ein geistiger, deutscher Mensch ist, und wer die Kulturträger dieser deutschen Nation kennt und wer sie liebt sein Leben lang, wer sie hüten will und pflegen, wer seinen kleinen oder großen Teil dazu beitragen will, daß sie weiterhin blühen und wachsen, wer sie als den kostbarsten Besitz empfindet - gerade der, Hans, gerade der muß sie in dieser jetzigen, in dieser gegenwärtigen Zeit für eine Weile zur Seite schieben. Dann erst muß das Haus für diese Kultur gesäubert werden, verstehst du? Vielleicht muß das Haus erst einmal ganz neu gebaut werden. Und wenn das Haus dasteht, sauber und würdig und gereinigt und klar durch und durch, dann sind wir soweit. Wer dieser Überzeugung ist, daß dieses heutige deutsche Haus nicht würdig ist, die wahren deutschen geistigen Güter zu beherbergen, der muß erst einmal heraus aus den Theatern, heraus aus den Salons, heraus aus den Studierstuben, heraus aus den Elternhäusern, heraus aus der Literatur, heraus aus den Konzertsälen - und weißt du, wohin er muß? Er muß auf die Straße, er muß mitten hinein in das Volk und muß dort sprechen und rufen und, wenn es sein muß, um sich schlagen, damit das alte, verlotterte deutsche Haus niedergerissen wird und ein neues gebaut werden kann."
Horst Wessel strahlt Gerkenrath aus zwei blanken, heißen Augen an.
"Siehst du", sagt er leise, "so stehen nämlich die Dinge. Und so paradox es dir auch klingen mag, Hans: in diesen Proletariervierteln, in denen ich mich aufhalte, in diesen Jammerburgen der Verzweiflung, der Not, des Verbrechens, des Elends und der Verhetzung, in diesen Stadtteilen, in denen du sicher noch niemals gewesen bist, die aber meine Heimat geworden sind und wenn du hundertmal deine geistige Nase rümpfst - hier wird die deutsche Kultur

verteidigt von uns, von der S.A., jene Kultur, mein Lieber, die du nur besitzen möchtest, für die du aber kein Pfifferling tust, um sie zu erhalten.
Ich sage dir: jede kleine Prügelei mit einem Kommunisten an irgendeiner Straßenecke, jeder kleine Aufmarsch der S.A. in einer verwilderten Gegend, jede Saalschlacht ist ein Schritt vorwärts auf der Straße der deutschen Kultur, und jeder Kopf eines S.A.-Mannes, der von der Kommune eingeschlagen wird, wurde hingehalten für das Volk, für das Reich, für das Haus der deutschen Kultur.
Du siehst, ich kann dir genau erklären, um was es sich dreht, eben weil ich ein geistiger Mensch bin. Und ich machen meinen S.A.-Dienst Tag um Tag und Nacht um Nacht, ich will, solange es sein muß, nichts anderes sein als ein Feldsoldat Adolf Hitlers. Ich will mich, so oft es nur geht, mit Kommunisten herumschlagen. Und hart auf hart, sage ich dir, will ich mich herumschlagen!
Ich weiß, daß es Universitätsprofessoren gibt und Schriftsteller und Maler und Musiker, von denen man sagt, sie seien die Hüter und die Träger der geistigen Güter dieses Landes. Zur Zeit stimmt das nicht. Zur Zeit sind das die namenlosen Männer, die Plakate ankleben und Flugblätter verteilen, die den Saalschutz für unsere Versammlungen machen, die arbeitslos werden, die hungern und dürsten und frieren und betteln gehen, die ihre Gesundheit und ihr Leben in jeder Stunde riskieren.
Lieber Hans, in Zeiten, in denen Schicksale im Großen entschieden werden müssen, muß man manchmal ganz primitive Dinge tun. Wie der Mensch essen muß, um arbeiten zu können, so müssen wir kämpfen, primitiv und altertümlich kämpfen, damit die Nation gesichert wird.
Die S.A. marschiert nämlich für Goethe, für Schiller, für Kant, für Bach, für den Kölner Dom und den Bamberger Reiter, für Novalis und Hans Thoma, für die deutsche Kultur, ob du es glaubst oder nicht.
Sie wollen, daß Deutschland wieder vollkommen deutsch wird, das heißt, daß Deutschland nationalsozialistisch wird. Entweder gelingt das oder es gelingt nicht. Aber es muß gelingen. Und es wird gelingen mit dieser S.A., auf die du heruntersiehst, weil sie sich in den Straßen herumprügelt. Du kennst den Hyperion, nicht wahr! Die kennen ihn nicht. Und weil ich ihn kenne, will ich mit dafür sorgen, daß Hölderlin noch viele Male über deutschen Boden wandelt, aber er muß erst deutschen Boden vorfinden und den helfe ich bereiten und deshalb, mein sehr geehrter Herr Kommilitone - deshalb marschiere ich mit hundert wilden und robusten Burschen durch den Friedrichshain und haue jedem Kommunisten in die Schnauze. Punkt. Aus. Fertig."
Der Doktor Gerkenrath seufzt etwas ungeduldig.
"Bester Wessel", sagt er, "es kann ja sein, daß es so ist. Aber ich kann mir eben nicht vorstellen, daß, auch auf Umwegen, diese wilden Kerle vom Wedding etwas mit deutscher Kultur zu tun haben, daß ihr mit euren blutigen Saalschlachten Goethe huldigt, und daß ihr mit eurem überlauten, anreißerischen Geschrei und euren ungehobelten, schrecklichen Manieren Kulturträger seid. Und daß du besonders alles wegwirfst, was -"
"Ach Gerkenrath!" antwortet Wessel gelassen, "es gibt ein oft zitiertes Wort, das du selber gerne im Munde führst. Es heißt: Wirf weg, damit du nicht verlierst. Also wir sind dabei, wir, die S.A., wegzuwerfen, damit wir nicht verlieren, sondern wiedergewinnen und ihr steht dabei und seht zu und findet das höchst unfein, höchst ungehobelt - ja, zum Donnerwetter, Kampf ist keine sehr gehobelte Angelegenheit und mit Füllfederhaltern und Schreibmaschinen kann man die deutsche Kultur nun nicht mehr verteidigen und noch weniger zurückerobern. Wir müssen jetzt, mein lieber Kommilitone, für Goethe mit Bierkrügen und Stuhlbeinen arbeiten. Und wenn wir gewonnen haben, nun, dann werden wir wieder die Arme ausbreiten und unsere geistigen Güter an unser Herz drücken und uns an ihnen erfreuen."
Wessel schweigt und sieht seinen Freund ruhig an und dann muß er lächeln, wie er ihn so da

stehen sieht, elegant, mit gepflegten Händen, die jetzt eine Zigarette entzünden, mit der feinen, seidenen Wäsche und dem prachtvollen Querbinder.
"Gerkenrath!" sagt er plötzlich, "wenn das Dritte Reich da ist, dann hast du es schon immer gesagt, daß es kommen wird und du wirst mit dem Hakenkreuz herumlaufen und Heil Hitler schreien - aber du wirst noch immer nicht verstanden haben, was ich dir soeben erzählt habe. Vielleicht bin ich dann nicht mehr im Stande, dir noch einmal die ganze Sache zu erläutern. Denn du darfst nicht vergessen, daß wir uns für diese deutsche Kultur nicht nur prügeln, sondern daß wir auch für sie sterben, wenn es sein muß. Und das haben wir vor euch voraus, Heil Hitler!"
Und damit ist Horst Wessel weitergegangen. Hinter ihm zieht der Doktor Gerkenrath langsam und etwas ärgerlich seinen Hut. Langsam deshalb, weil ihn die Gedanken, die der Kommilitone Wessel soeben geäußert hat, sehr beschäftigen und ärgerlich deshalb, weil er vieles an diesen Gedanken, ob er will oder nicht, großartig findet.

*

In den roten Zentralen arbeitet man mit einem verbissenen Fleiß. Besonders im Karl-Liebknecht-Haus sitzen sie über einem genau ausgearbeiteten Angriffsplan. Es handelt sich nämlich um eine spezielle Aktion, über deren Ausführung man allerorten grübelt, betrifft den Sturm 5 der Berliner S.A.
Der Sturm 5 ist höchst gefährlich geworden. In ihm scheinen die aktivsten, gerissensten und leidenschaftlichsten Elemente versammelt zu sein, und man weiß von einigen alten, zuverlässigen kommunistischen Männern, die plötzlich nicht mehr in der Roten Front zu sehen sind, dafür aber im braunen Hemd und in Reih und Glied im Sturm 5.
Der Sturmführer heißt Horst Wessel.
Und die roten Zentralen sind der Meinung, daß irgend etwas geschehen muß, um den wachsenden Einfluß dieses Sturmführers und die wachsende Schlagkraft seines Sturmes zu zerstören.
Während also die roten Zentralen sich den Kopf zerbrechen, mit welchen sauberen und mit welchen unsauberen Mitteln sie diesem Sturm zu Leibe gehen können, zerbricht sich Horst Wessel über ein ganz anderes Problem den Kopf.
Über ein sehr hübsches und ein sehr anmutiges Problem, nämlich über eine Musikkapelle. Er denkt nicht an Kapellen, wie die anderen S.A.-Stürme oder S.A.-Standarten sie haben, so mit Tschingdara und Bumm. Nee, für den Horst-Wessel-Sturm, der mitten in die Kommune marschiert, muß etwas her, was die Kommunisten aufreizt, sie an die Fenster lockt, vor die Haustüren reißt, was sie ein bißchen ärgert und was sie zugleich angenehm kitzelt.
Was haben denn die Truppen des Rotfrontkämpfer-Bundes für Kapellen?
Sie haben Schalmeien!
Schalmeien mit dem nervösen und zugleich aufpeitschenden Klang der französischen Clairons, etwas gedämpfter als diese, aber gerade deswegen Musik gewordene Provokation.
Die Schalmeien sind in der S.A. verboten. Was Rotfront benützt, benützt die S.A. nicht.
Horst Wessel lacht vor sich hin. Aber warum denn nicht? Gerade! Gerade!
Die Kommune muß mit ihrer eigenen Musik gereizt, gelockt und geschlagen werden. Schalmeien sind leicht zu spielen, denkt er und viele S.A.-Männer des Sturms 5, die von der Kommune herüberkamen, können das Instrument spielen.
Also das machen wir, denkt der Sturmführer, und also müssen wir mal sammeln.
Sagen, was ich will, darf ich nicht, also sammle ich für ein S.A.-Landheim. Und so geschieht es.
Horst Wessel schreibt viele kleine hundert Zettel aus, solche über zehn Pfennige und solche über fünfzig Pfennige. Für ein S.A.-Landheim.
Viel hundert dieser Zettel wurden gekauft, der Sturm 5 tat seine Pflicht, aber er wußte nicht

recht, wozu das gut sein sollte. Denn soviel Geld, um ein Landhaus zu bauen, soviel Geld brachten sie im Leben nicht zusammen. Und außerdem hatte man doch gar keine Zeit, ein Landheim zu bauen.
Nun, nach einigen Monaten ist soviel Geld zusammen, wie der Sturmführer braucht, und eines Sturmabends liegen auf den Tischen ein Dutzend blinkender, funkelnagelneuer Instrumente: Schalmeien, Schalmeien!
Der Horst-Wessel-Sturm marschiert durch den roten Wedding.
Und alles wird genau so, wie der Sturmführer es sich erträumt hat: alles rennt an die Fenster, alles stürzt aus den Haustüren, alles rennt aus den Seitenstraßen herbei, alles steht unter den Ladentüren. Mit Schalmeien spielt nur der Rotfrontkämpferbund und diesen erwartete man hier und man erwartet ihn mit Freude und Sympathie.
Und dann biegt um die Ecke eine geschlossene, braune Schar und immer größer und größer wird sie, in gleichem Schritt und Tritt und die Hakenkreuzfahne weht über den Köpfen und es spielt und gellt und jubelt und tönt und musiziert und schalmeit:
"Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen..."
Das Horst-Wessel-Lied!
Das nationalsozialistische Revolutionslied!
Auf kommunistischen Instrumenten!
Die Straßen im Wedding starren mit dünnen Lippen und von da und dort gehen kurze Mitteilungen nach den roten Zentralen.
Und in den roten Zentralen bekommt man noch dünnere Lippen.
Der Sturm 5 natürlich.
Der Horst-Wessel-Sturm.
Horst Wessel!
Und an diesen beiden Worten bleiben die Gedanken der Männer im Karl-Liebknecht-Haus hängen.
Es wird lange beraten. -
Wieder einmal sitzen die Jungens von der Zossenerstraße bei Vater Mehl und klönen. Sie klönen vom Parteitag und vom Weihnachtsfest, von der letzten Haft und vom Youngplan. Vom Youngplan wissen sie kurz und bündig, daß er den deutschen Arbeiter auf 60 Jahre in Frondienst preßt und das genügt ihnen vollkommen.
Vater Mehl, der nun schon lange Pg. und S.A.-Mann ist, geht einmal hinunter, um ein paar Brötchen zu kaufen. Eigentlich wollen ihn die Jungens nicht hinaus lassen, denn es ist verdammt kalt und zugig, man schreibt den 14. Januar und es ist dickster Winter.
Der Alte wehrt ab. Nee, nee, er hat lange genug gesessen. Und sie, die Jungens hätten Nachtdienst und da könnten sie ja frieren, solange sie Lust hätten. Er wolle sich außerdem ein bißken die Beine vertreten und Winterluft sei ganz gesund.
Nun, da lassen sie ihn eben gehen. Und Vater Mehl trat ab.
Aber es vergehen noch keine drei Minuten, da klingelt es an der Tür Sturm und nochmals Sturm, und als Schulz die Tür aufreißt und die anderen verwundert hinstarren, sehen sie den alten Mehl draußen stehen, nach Luft schnappen und kein Wort herausbringen.
Er muß die vier Treppen heraufgerast sein, so schnell er konnte. Und Brötchen hat er keine in der Hand und er sieht schrecklich aus, vollkommen blaß und an seinen Schläfen stehen die Adern dick.
Er hält ein Zeitungsblatt hoch, taumelt in die Küche, stottert etwas vor sich hin und mit zitternden, fast leblosen Händen hält er ihnen die Zeitung hin. Und jetzt springen sie herbei - sie wissen alle, daß etwas Furchtbares passiert sein muß - etwas, was furchtbarer ist als ein Verbot oder irgendein Überfall. Und dann beugen sie sich schweigend über das Blatt.
"Mordanschlag auf einen nationalsozialistischen Studenten!"
So schreit die Schlagzeile.

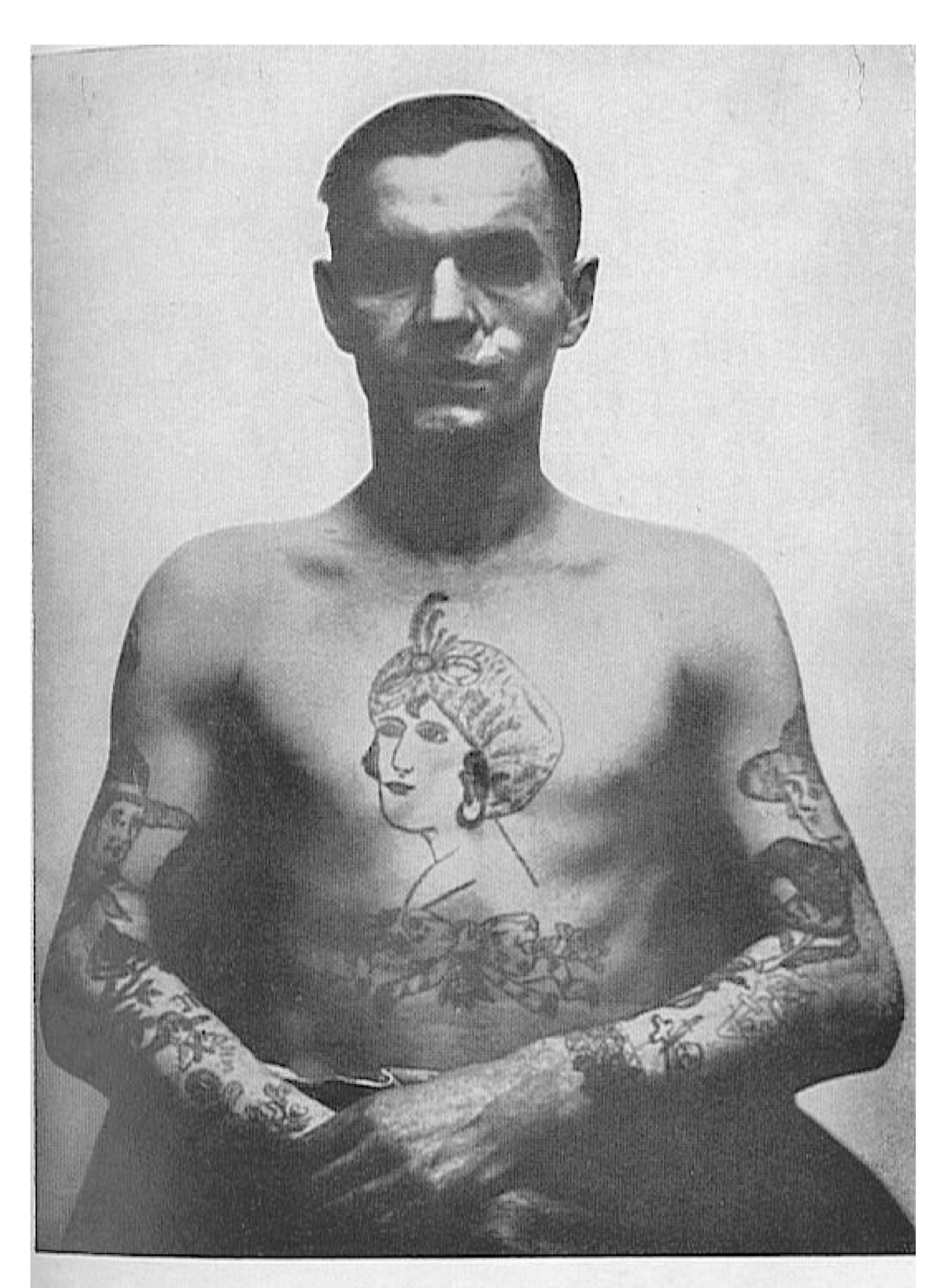
Und darunter steht:
"Im Zimmer niedergeschossen."
Und dann sehen sie eine Photographie und dieses Gesicht kennen sie alle, einer wie der andere, und sie brauchen nicht mehr weiter zu lesen, sie richten sich auf und das Blatt raschelt zu Boden.
Horst Wessel gemordet.
Es sind keine Weichlinge und Schwächlinge, die diese drei Worte in ihrem Innern fassungslos vor sich hinsagen. Sie sind nicht nervenschwach und nicht sentimental. Sie haben seit langem mit großem Respekt, aber auch mit einigem Bangen der Arbeit des Führers vom 5. Sturm in der riskantesten und rötesten Gegend Berlins zugesehen, es war zu erwarten, daß die Kommune sich einmal für diese Arbeit rächen würde. Aber diese Rache stellten sie sich vor in einer klaren offenen Saalschlacht oder in einem reellen Zusammenstoß auf offener Straße - daß sie Horst Wessel aber abschießen würden wie einen Hund, in seinem eigenen Zimmer, durch Verrat, und auf eine niederträchtig feige Weise, auf Verbrechermanier - das hatte dieser saubere, junge, anständige und tapfere Kamerad nicht verdient.
Schweigend steigen sie die Treppen hinunter, gehen bis an die Straßenecke und kaufen zusammen, was sie an Zeitungen zusammenkaufen können. Das Geld, das fürs Abendessen bestimmt war, geben sie für Zeitungen aus.
Sie können ohnehin heute nichts mehr essen. Und dann lesen sie jeder für sich und jeder mit zusammengebissenen Zähnen die Einzelheiten.
Es stimmt, er wurde zusammengeschossen wie ein Hund.
So niederträchtig feige, wie nur Verbrechergesindel feige sein kann.
Aber sie lesen, daß er noch lebt. Die Schüsse des Mörders, des Zuhälters und Rotfrontmannes Ali Höhler und der Jüdin Cohn sind ihm durch den Mund gegangen. Die Wirtin wolle einen kommunistischen, jüdischen Arzt holen, aber mit seiner letzten Kraft winkte Wessel ab.
An diesem Abend betet der S.A.-Mann Schulz seit Jahren wieder zum ersten Male. Zwei kurze, fanatische Sätze nur.
Lieber Gott, laß Horst Wessel nicht sterben.
Lieber Gott, laß uns die Mörder fassen.

*

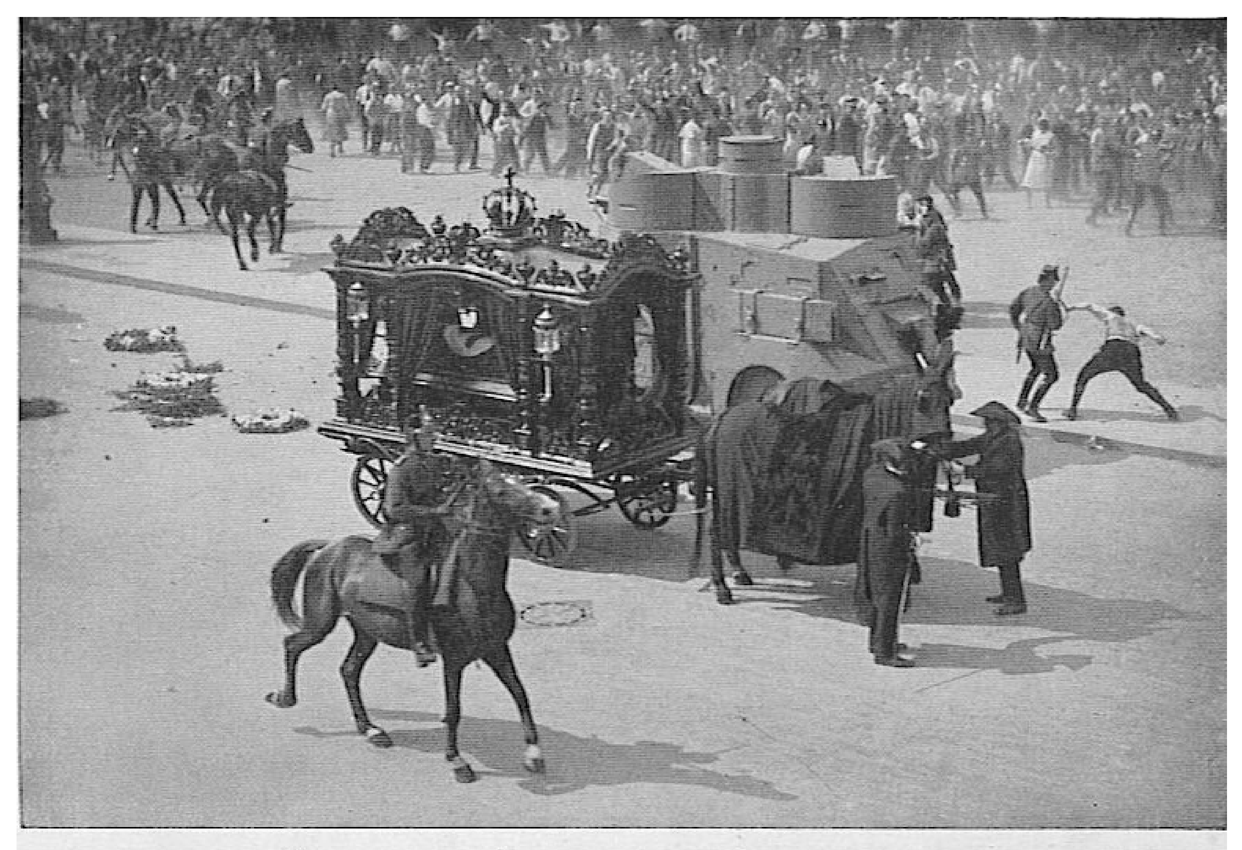
Nach sechs Wochen namenloser Qual und unmenschlicher Schmerzen starb Horst Wessel. Einige Tage lang war er bei Bewußtsein. In dieser Zeit legte ihm der Gauleiter Blumen auf das Kissen und saß lange an seinem Bett. Seine Kameraden grüßten ihn stumm und auf das Tiefste erschüttert mit erhobenem Arm. Am 23. Februar, um ein halb sieben Uhr morgens, schloß er für immer die Augen.

*

Um acht Uhr am selben Morgen tragen zehntausend Menschen in Berlin Trauer.
Und indessen die Berliner S.A. unbeweglich die Totenwache am Sarge des Ermordeten hält, kämpft Dr. Joseph Goebbels einen schweren Kampf.
Auf dem Polizeipräsidium ist man sehr kühl.
"Glauben Sie denn", wird ihm gereizt erklärt, "glauben sie denn, wir gestatten es, daß Sie anläßlich jedes Erschossenen eine Demonstration veranstalten? Außerdem sind bei dem Fall Horst Wessel die politischen Motive für die Polizei noch keineswegs klar."
"Es handelt sich nicht um eine Demonstration!" braust Dr. Goebbels auf, "es handelt sich darum, daß der Schöpfer unseres Liedes, unserer Hymne, von der Kommune feige gemeuchelt, zu Grabe getragen wird! Und es ist Ehrenpflicht und Ehrensache der gesamten Partei, dem Märtyrer das Geleit zu geben!"



Der Kommunist Ali Höhler,
der Mörder Horst Wessels



Kommunisten überfallen Horst Wessels Leichenzug

Die Herren am Alexanderplatz zucken die Achseln. Sie haben Anweisung alles abzulehnen, was zur Ehre des Toten geplant ist. Herr Bernhard Weiß weiß genau, was Horst Wessel für die Berliner S.A. bedeutet und er weiß genau, was er selber für die S.A. bedeutet, und er vergilt ihren Haß und ihre Verachtung, so gut er kann.

Ein Trauerzug von zehn Wagen für die Angehörigen, für den Gauleiter, für insgesamt dreißig Menschen ist alles, was man zugesteht.

Kein Mann mehr.

"Und Fahnen?"

Fahnen?

"Wir bedauern sehr, aber wir können nicht gestatten, daß der Sarg mit einer Hakenkreuzfahne bedeckt wird. Das Schmücken des Sarges mit einer Parteifahne ist eine Provokation. Wir verbieten es."

Das wird dem Doktor Goebbels zu viel.

Er springt auf, schlägt auf den Tisch, dunkelrot im Gesicht vor Wut und er donnert die Herren, die ihm soeben diese Entscheidung mitgeteilt haben, an, daß sie sprachlos zuhören:

"Wir sind es gewohnt, meine Herren, unsere Toten ehrenvoll zu begraben. Glauben Sie gar nicht, daß Sie dem Ermordeten seine Ehre rauben können, wenn Sie seinen Freunden verbieten, sie ihm zum letzten Male zu erweisen! Gut! Sie verbieten sogar, ihn unter der Fahne beizusetzen, unter der er gestorben ist. Wir haben nicht die Absicht, diese Fahne in sein Grab zu legen. Sie soll über uns wehen, wenn wie über Gräber vorwärts marschieren!"

Und damit rafft er seine Sachen zusammen, schlägt die Tür hinter sich zu, daß sie Herren im Zimmer zusammenzucken.

"Theater!" tröstet sich einer der Kriminalkommissare.

"Na, na", erwidert der Dezernent zögernd, "ich weiß nicht. Die Sache gefällt mir gar nicht. Aber schließlich - Befehl ist Befehl."

Und damit ist die Angelegenheit für die Herren im Polizeipräsidium erledigt.
Nicht erledigt aber ist sie für Berlin.
Nicht erledigt ist sie für die S.A.
Und nicht erledigt ist sie für die Kommune.

*

Am 1. März wir Horst Wessel zur letzten Ruhe geleitet.
An diesem Tage steht das ganze deutsche Berlin in den Straßen, durch die sich der Trauerzug bewegt, Kopf an Kopf, eine undurchdringliche, schwarze, trauernde und schweigende Mauer.
Kein Wort fällt. Kein Zuruf wird laut.
Und dann nähert sich der Leichenzug und er ist wahrhaft nicht prunkvoll.
Ein Wagen mit dem einfachen Sarg, der unter Blumen und Kränzen verschwindet. Dahinter ein zweiter Wagen mit der Mutter des Toten.
Tausend und tausend Hände heben sich langsam und unter diesem Spalier der Trauer und der Liebe zieht der Sarg dahin.
Man hört nur das leise Kratzen der Räder und den langsamen Hufschlag der Pferde und dann und wann aus der Menge, die die Straße säumt, ein verhaltenes Schluchzen.
Niemals gab das deutsche Berlin einem Toten ein würdevolleres, aber auch ein ergreifenderes Geleit. Es wird ein Student begraben, ein S.A.-Mann mit Namen Horst Wessel, weiter nichts. Aber es ist einer der besten aus der vordersten Front und wenn auch seine Stimme nunmehr erloschen ist, so ist das Lied nicht erloschen, das diese Stimme einst zum ersten Male gesungen. Und in den Ohren und Herzen der Tausend dröhnt dieses Lied leise, indessen der Sarg vorüberzieht.
Aber auch in anderen Ohren dröhnt das Lied, des Toten, den sie hier begraben wollen, nämlich in den Ohren der Haufen von Kommunisten, die sich vor dem Friedhof aufgebaut haben. Sie hassen den Mann, der hier vorübergefahren wird, noch bis in den Tod und als jetzt der erste Wagen um die Ecke biegt, bricht ein brutales Gebrüll aus diesen Haufen und zugleich prasselt ein Hagel von Steinen über den Leichenzug weg.
"Nieder mit dem Bluthund!"
"Nieder mit dem Verbrecher Wessel!"
"Haut den Sarg in Stücke!"
"Zuhälter!"
"Achtgroschenjunge!"
Im Wagen, der dem Sarge folgte, sieht eine blasse Frau erschrocken hinaus.
Warum ist da draußen Lärm? Was schreien diese Menschen?
Und dann dauert es nicht lange und die Mutter Wessels, die hier ihren geliebten Sohn begräbt, den sie für Deutschland hingegeben hat, sieht in die Gesichter des widerlichsten Gesindels, das sie jemals erblickt hat.
In dichten Rotten kommen sie brüllend und tobend näher.
Die blasse Frau vernimmt nun deutlich die gellenden Rufe.
"Den Sarg heraus!"
"Schlagt den Deckel ein!"
"Auf die Straße mit dem Lumpen!"
Der kleine Trauerzug steht. Fassungslos verharrt er unter einer wüsten Lawine von Pfiffen, Flüchen, Steinen und Verwünschungen.
Und jetzt sind die Horden heran und in der nächsten Minute werden sie ihre unreinen und verbrecherischen Hände an die Kränze und Blumen legen, mit denen der Sarg zugedeckt ist, und dann werden sie -
Die Männer in Trauerfolge bekommen blutleere Lippen von uferlosem Zorn.

Keine S.A. ist in der Nähe, keine Polizei erscheint -
Aber da ist sie schon, in der letzten Sekunde, und bewahrt Berlin vor der ungeheuren Schande. Die Gummiknüppel fliegen über die Verbrechergesichter und sie schlagen den Toten heraus.
Langsam schwangt dann der Sarg in den Friedhof. Auch hier warten sie Stunden dieser Tausende von Menschen. Die S.A. und die Studentenchargen bilden Spalier. Die Rapiere der Studenten, die Fahnen Senken sich, die Arme der S.A. heben sich und durch ihre Mitte wird der Sarg getragen, nun bedeckt mit der Harkenkreuzfahne und der Mütze der Korporation.
Es ist ein grauer und trüber Tag. Die Fahnen stehen reglos an der Gruft. Leblos hängt das Tuch am Schaft.
Es sprechen an diesem Grabe die beiden Pfarrer von Sankt Nicolai, die Vertreter der beiden studentischen Korbs, denen Wessel angehörte und dann der oberste S.A. = Führer von Pfeffer und Dr. Joseph Goebbels.
Als das unsterbliche Lied von Guten Kameraden erklingt, die Fahnen sich neigen und nahe am offenen Grabe das Schluchzen und Weinen übermächtig wird, in diesem frommen Augenblick des Abschieds bricht draußen noch einmal die widerliche Hölle los: gellendes Pfeifen schrillt durch die Luft, ein Steinregen fliegt über die Mauer und grölend übertönt die Internationale das Trauerlied der S.A.
Frauen brechen zusammen. Männer ducken sich entsetzt hinter Grabsteinen. Über Grabhügel hinweg und zwischen den Zypressen und Grabkreuzen sieht man flüchtende Menschen.
Die S.A. steht, aber ihre Backenmuskeln treten wie Stricke hervor, ihre Lippen werden schmal wie ein Strich und über mehr als ein Gesicht rollt plötzlich eine Träne der unbändigsten Wut und der unbändigsten Scham. Die S.A. steht und rührt sich nicht. Sie weiß, noch bis in die letzte Muskelfaser der geballten Faust, daß in diesen Augenblicken nicht nur die Grablegung eines toten Kameraden würdig verlaufen muß und ohne Schlacht, sie weiß auch, daß dies eine der Prüfungsstunden für die Bewegung ist. Sie werden diesen feierlichen Akt nicht verunehren. Treue um Treue, und sie stehen und rühren sich nicht. Sie werden stehen bleiben und sich nicht rühren, und wenn sie auch, einer wie der andere, an diesem offenen Grabe Mann um Mann erschlagen werden.
Und sie beginnen zu singen. Sie singen das Lied des toten Horst Wessel und sie setzen schwer und wuchtig und drohend ein: "Die Fahne hoch..."
Die Tausende auf dem Friedhof singen es mit und da geschieht etwas Sonderbares und Unwirkliches, als das Lied zu ende ist, Dr. Goebbels das Wort ergreift und in seinem Nachruf den Satz ausspricht:
"Und du wirst auferstehen..." -
In diesem Augenblick bricht die Sonne durch die trüben Wolken, die Fahnen, die bisher leblos und schwer an ihren Schäften gehangen, beginnen plötzlich zu wehen, obwohl kein Windhauch zu spüren ist, mit einem Male flattern sie kurz auf und das alles dauert nur wenige Sekunden.
Aber alle, haben es gesehen, daß das brennende Rot mit dem Kampfzeichen in der Mitte plötzlich aufleuchtete.
Es ist ein Schauder durch die Menge gegangen.
Und es ist, als ob sich Gott entschieden hätte, und seinen heiligen Atem über das offene Grab und die Fahnen geschickt und den Toten gesegnet und alle, die zu ihm gehören.

*

Nun kommt die Zeit, in der Krieg herrscht. Erbitterung und entschlossener Krieg gegen die Polizei und gegen die Kommune.
Die Verlustlisten der Bewegung werden länger und länger. Über hundert Gefallene zählt die Partei in Berlin schon in ihrem Totenbuch.

Es ist kein schwungvoller und offener Krieg mehr, wie am Anfang, mit rauschenden Saalschlachten und großartigen Siegen und reellem Geplänkel in den Straßen.
Davon kann keine Rede mehr sein. In die Versammlungen kommt die Kommune schon lange nicht mehr. Sie hat Erkannt, daß gegen den Saalschutz der NSDAP. kein Kraut gewachsen ist.
Dafür hat die Kommune jetzt einen Ersatz organisiert, nämlich den feigen und hinterhältigen Kleinkrieg der plötzlich Überfälle und der Blitzschnellen Morde, den Buschkrieg in der Dunkelheit und in abseitigen menschenleeren Straßen.
Ein Dolch schimmert für eine Sekunde. Ein Schuß peitscht von irgendwoher über die Straße, ein Toter liegt auf dem Pflaster.
Die S.A. kann nicht sehr viel gegen diese Brigantenmanier unternehmen. Sie schickt gelegentlich einmal ein Rollkommando in die Gegend, in der ein besonders feiger Mord an einem der Ihren verübt worden ist. Diese Rollkommandos durchstreifen die Straßen, greifen sich, wenn es gerade klappt, den einen oder anderen oder einen Trupp Kommunisten heraus und vertrimmen sie mit der Gelassenheit und Gründlichkeit, die eine solche Sache verdient, daß ist aber auch alles.
Manchmal hilft es für einige Tage, manchmal auch für einige Wochen und dann liegt wieder ein S.A. = Mann vor irgendeiner Haustür oder mitten auf der Straße mit einem Stich im Rükken oder einem Schuß im Hinterkopf.
Es ist ein Erbitterter, namenlos verzweifelter Kleinkrieg und eine Heimtückische Angelegenheit, vor der sich die S.A. ekelt. Sie begreift diese Manier des Kampfes nicht, die von der Kommune eingeführt ist und sie macht diese Manier nicht mit.
Aber sie wehrt sich ihrer Haut.
Und sie ist tief erbittert.
Schulz spaziert durch die Jüdische Schweiz.
Diese feine Gegend ist die Blocklandschaft rund um die Dragonerstraße, wo die Ostjuden das Sprungbrett zu ihrer Berliner Karriere zimmern. Hier sind sie noch allzu bescheidene, allzu beflissene, allzu geschäftige, schmierige Gestalten in schmierigen Kleidern und mit schmierigen Manieren und mit schmierigen Beschäftigungen. Später, in Jahren, fahren sie über den Kurfürstendamm in eigenen Autos, belachen die Zoten in den abendlichen Revuen dieser Gegend und sin gemachte Leute.
Schulz spaziert also gemächlich durch die Jüdische Schweiz.
Er ist auf dem Wege zu Haberlands Festsälen, denn es ist heute Sturmabend und die Sturmabende bei Haberland sind besonders pfundig.
Nämlich deshalb, weil sie mitten in den feindlichen Lagern liegen und weil das für einen richtigen S.A. = Mann einen besonderen Reiz hat. Denn jeder, der in dieser Zeit zu Sturmabenden in Haberlands Festsäle geht, spielt mit seinem Leben. Keiner, der hingeht, kann dafür garantieren, daß er am anderen Morgen wohlbehalten in seinem eigenen Bett aufwacht. Jeder muß darauf gefaßt sein, diesen anderen Morgen in einem Krankenhaus oder auf einer Rettungswache zu erleben... oder überhaupt nicht mehr zu erleben.
Gegen halb zwölf ist der Sturmabend aus. Und nicht nur an das Gesicht von Schulz, sondern in alle Gesichter des Sturms kommt der bekannte, harte und zugleich böse, lächelnde Zug. Denn jetzt beginnt der entscheidende Teil der Veranstaltung und des ganzen Abends: das Nachhausekommen.
Sie schlagen die Jackenkragen hoch, damit man von dem braunen Hemd nichts sieht. Sie stecken die Mützen in die Taschen und so gehen sie los, zu zweien und zu dreien.
Eigentlich sind sie gar nicht zu erkennen als S.A.- Männern. Sie sehen aus, wie alle in dieser Gegend aussehen, wenn sie gegen zwölf nach Hause gehen. Junge uns ältere Männer, die dahinschländern, die Zigarette zwischen den Lippen und die Hände in den Hosentaschen.
Aber das nützt ihnen nichts. Sie müssen irgend etwas an sich und um sich haben, was man

schwer erklären kann, was aber die Kommune auf hundert Meter richt und erschnuppert. Vielleicht liegt es in ihren Gesichtern, vielleicht liegt es in ihrer Haltung.
Und in der Dragonerstraße erfolgt auch prompt der erste Überfall. Er entwickelt sich, wie sich alle Überfälle der Kommune in dieser Zeit entwickeln: aus Haustüren heraus brechen zwanzig bis dreißig dieser Wegelagerer mit Schlagringen, Knüppeln und verborgenen Dolchen und Revolvern.
Und da hilft nur immer wieder das eine.
Schulz reizt die drei Freunde, mit denen er zusammen geht, mit drei Rippenstößen und einem kurzem Zuruf zurück und sie jagen davon, dichtauf gefolgt von der Banditenhorde.
Die vier wetzen auf leichten und raschen Sohlen in die Münzstraße. Und da stehen Hunderte von bekannten Visagen herum, Zuhälter auf allen Bürgersteigen, vor jeder Kneipe, vor jeder Haustür, die Mützen im Genick, die Zigarette in der Schnauze.
Die Frauenzimmer, die bei ihnen stehen, kreischen auf, als die vier S.A.- Männer angehetzt kommen und im Handumdrehen hat die Meute begriffen, was los ist und was sie zu tun hat. Denn Luden und Kommunisten, das ist in dieser Gegend so ziemlich dasselbe.
Und so geht also eine wilde Jagd los, hinter den vieren brüllen die Kommunisten und vor den vieren warten die Luden und so finden sie sich in dieser verdammten Straße eingekesselt.
Aber sie finden sich noch nicht verloren oder so etwas ähnliches. Dafür sind sie zu hart im Nehmen und dafür sind sie vor allem zu hart im Geben.
Schulz zerrt seinen - verbotenen - Revolver aus der Hosentasche und spitzt den Verfolgern vier Schreckschüsse vor die Hühneraugen.
Darüber fegen die Banditen auseinander und dieser Moment genügt den Vieren, in Haberlands Festsälen wieder glücklich anzukommen.
Sie atmen noch ein bißchen schnell, aber sie grinsen sich vergnügt an. Schulz und Hermann, Gohrs und Ede.
Schön. Da sind sie also gut aufgehoben. Aber sie wissen genau, daß die Schüsse, die Schulz abgegeben hat, bestimmt noch einige Unannehmlichkeiten zur Folge haben werden. Und zwar innerhalb der nächsten Viertelstunde. Denn die Kommune arbeitet schnell. Sie wird die vier telephonisch bei der nächsten Polizeiwache denunzieren und in wenigen Minuten wird das Überfallkommando hier erscheinen. Nicht um die Kommunisten auf Waffen zu untersuchen, sondern die S.A.
Das ist nichts Neues.
Schulz angelt sich Hertha, die Kellnerin. 21 Jahre alt, strohblond ohne Wasserstoffsuperoxyd, verständig wie ein Mann und höchstens mal mit einem träumerischen Blick für eine S.A.- Uniform behaftet.
Sie versteht im Nu.
Ein Revolver verschwindet im Klavier, eine Pistole auf der Damentoilette.
"Bier her!" sagt Schulz, "und nun singt mal feste und fröhlich. Wir sitzen nämlich schon seit drei Stunden hier an diesem schönen Tisch. Und wir feiern heute Geburtstag, ejal, welchen, irgend einen."
Und so tun sie auch.
Hermann beginnt seinen sauberen, heiseren Kantus: "... und da wollt er wieder runter...und da konnt er nich...und da hacken ihm die Raben...in das Angesicht... Siehste wohl... det kommt davon..."
Aber Schulz möchte gerne seinen Argonnerwald um Mitternacht gesungen haben... "ein Pionier stand auf der Wacht"...da springt auch schon die Tür auf und das Überfallkommando rasselt und scheppert herein.
Hinter den Beamten mit verkiffenden Gesichtern zwei, drei, fünf Kommunisten. Einen davon erkennt Cohrs sofort, den hat er noch vor nicht ganz acht Tagen säuberlich vertrimmt.

Der ist also dabei? Dann wird die Sache brenzlig.
Und sie wird brenzlig.
Die Beamten sind diesmal besonders fleißig, gründlich und zackig. Jeden Tisch und Jeden Stuhl kippen sie um. In jede Ecke kriechen sie hinein. Jede Hosentasche, jedes Jackenfutter, Westentasche wird befingert. Cohrs wartet auf den Augenblick.
Der Augenblick kommt auch wie bestellt. Der Kommunist, den Cohrs einmal verprügelt hat, stellt sich vor dem befehlenden Offizier auf und deutet auf Cohrs.
"Herr Leutnant...der Junge hier hat jeschossen...det is er...ick habe et jenau jesehen."
Der Offizier wendet sich kurz zu Cohrs.
"Wie heißen Sie?"
"August Wilhelm Cohrs. Geschossen habe ich nicht. Ich habe gar keinen Revolver. Übrigens sitze ich schon stundenlang hier und hier hat keiner geschossen."
"Werden wir gleich sehen", schnauzte er, "beiseite treten. Wachtmeister, nehmen sie die Personalien auf."
Der Wachtmeister zieht sein Buch. Name? Wohnung? Beschäftigung?
Neben dem Beamten steht der Kommunist, hat ebenfalls ein Notizbuch in der Hand und schreibt mit einem dünnen Grinsen alle Angaben mit. Name und Wohnung.
Auf solche Weise füllt er und ergänzt man die geheime Naziliste, die im Karl-Liebknecht-Haus geführt wird.
Cohrs ist das entsetzlich gleichgültig. Er sieht zu, wie die Untersuchungen weiter gehen. Die hübsche kleine Kanone im Klavier finden sie nicht, aber der Schießprügel auf der Damentoilette taucht leider auf in den Händen eines jungen Wachtmeisters.
Der Leutnant fährt Cohrs heftig an.
"Das ist doch ihre Waffe, nicht wahr? sie brauchen gar nichts zu leugnen, aus dieser Waffe ist geschossen worden. Sehen Sie her, vier Patronen fehlen, alles klar. Also los, gehört ihnen die Waffe oder nicht?"
Cohrs sagt nicht ja und sagt nicht nein. Er ist da in eine ganz nette, kleine Falle geraten. Sagt er ja, fliegt er ins Loch. Sagt er nein, reißt er einen Kameraden in die Tinte.
Also sagt er gar nichts.
"Verhaften", sagt dafür der Offizier und einer der Beamten macht sich schon bereit, Cohrs hinauszuführen, da geschieht etwas Merkwürdiges. In einer Ecke des Zimmers hat während der ganzen Szene ein einsamer Mann vor einem Glas Bier gesessen und sich weder um die hereinstürmenden S.A.-Leute, noch um die hereinstürmenden Beamten gekümmert.
Hertha kennt ihn und sie hat sofort Schulz zu verstehen gegeben, daß sie vor diesem Herren getrost reden können.
Nun steht dieser Mann plötzlich ganz ruhig und phlegmatisch vor dem Polizeioffizier und sagt: "Würden sie mir bitte die Waffe einmal zeigen?"
Der Leutnant fragt scharf zurück: "Wieso? Warum? Was haben sie hier zu tun? Wer sind sie?"
Der Mann lächelt gemütlich: Der Besitzer dieser Waffe da."
Die Beamten, die Kommunisten, die vier S.A.- Männer machen höchst dämliche Gesichter und starren den Herren und seine Behauptung verblüfft an. Der ist wohl verrückt geworden?
Aber der Mann erklärt seelenruhig: "Ich habe mich nämlich erschießen wollen heute Abend. Vier Probeschüsse habe ich abgegeben und mit der letzten Patrone, die noch drin ist, wollte ich mich umbringen. Aber dann habe ich mirs anders überlegt und die Pistole auf die Damentoilette gelegt. Dort lag sie ganz gut. Damen bringen sich nicht so rasch um."
Schweigen im Zimmer. Dem Leutnant wird das verdammt gemütlich Lächeln dieses sonderbaren Mannes peinlich. Außerdem dreht sich in ihm alles vor Wut. Das, was eben vorgebracht wurde, ist doch eine haushohe Lüge, zum Donnerwetter.
"Haben sie einen Waffenschein?" erkundigt er sich schroff.

"Bitte sehr", antwortet der Mann und reicht das Papier hinüber und als der Leutnant den Namen liest, klappt er die Hacken zusammen, verbeugt sich knapp, gibt den Schein zurück.
"Danke."
Dann wendet er sich zu seinen Leuten.
"Antreten!"
Und wendet sich zu Cohrs.
"Sie sind frei."
Mit etwas verwunderten Gesichtern zieht die Schupo und mit etwas langen Gesichtern zieht die Kommune ab. Das Einzige, was sie ergattert haben, sind einige Namen und einige Wohnungen der S.A. Aber auch das wird sich zu gelegener Zeit lohnen.
Als Schulz und seine Freunde sich von ihrer Verblüffung erholt haben, ist der Mann, der sich mit ihrer Pistole "erschießen wollte", verschwunden.
"Dolle Nummer", konstatiert Schulz.
Todmüde kommen sie in dieser Nacht in ihren Quartieren an.

*

Wenige Tage später wird Chors erneut verhaftet, diesmal mit seiner Freundin Hanna zusammen. Schulz hat sie herausreißen wollen, aber das ging schief und nun sitzen sie alle zusammen in der Patsche. Es ist eine ganz blödsinnige Angelegenheit gewesen und eigentlich ganz überflüssig und dumm und sie könnten ebensogut friedlich nach Hause gehen, anstatt jetzt zum Alexanderplatz zu schaukeln, wenn…
Ja, wenn es eben nicht passiert wäre.
Nämlich: Die Versammlung im Saalbau Friedrichshain. Redner ist der Dr. Goebbels. Im Saal sitzen 5000 und draußen am Märchenbrunnen stehen 3000. Und alles geht ganz nett und ordentlich, nur auf den Straßen mal da und dort eine kleine, unbedeutende Auseinandersetzung.
Schön. Goebbels fährt ab. Der Riesensaal verabschiedet ihn mit einem Löwengebrüll von Begeisterung. Draußen aber, auf der Straße, läßt der Polizeihauptmann, der die Absperrung überwacht, einen vollkommen absurden Befehl durchbrüllen.
„Bei der Abfahrt des Redners ist jede Kundgebung verboten! Heilberufe insbesondere!“
Es ist einer jener stumpfsinnigen, jeglicher polizeilicher Phantasie baren Befehle, durch welche sich manche Befehlshaber-Typen der damaligen Berliner Polizei blamierten. Wenn man einen Befehl gibt, muß man sich absolut sicher sein, daß man seine Ausführung auch erreichen und, wenn es notwendig sein sollte auch erzwingen kann.
Aber glaubt dieser unfähige, nervenschwache Polizeihauptmann vielleicht, daß, wenn 3000 Menschen anfangen, Heil zu rufen, er dies verhindern kann? Kaum hat der Doktor Goebbels den Saalbau verlassen und erscheint auf der Straße, donnert ihm eine Sturmflut von Heilrufen entgegen.
Die Polizei verliert sofort die Nerven.
Allerorten klatschen die Gummiknüppel, diese hundsgemeinen, niederträchtigen und unwürdigen Waffen, mit denen eine ebenso untalentierte, wie perverse Polizeileitung das deutsche Volk beglückte. Und es ist wahrlich nicht gering anzuschlagen, daß ein Minister des Dritten Reiches diese tierische Waffe mit einer verächtlichen Geste entfernen ließ. Damals aber genierten sich nicht einmal die Herren Offiziere der Schupo, mit diesem Tierbändiger-Requisit auf den Köpfen und Schultern und Rücken der geduldigen Untertanen herumzutrommeln.
So ist es also geschehen.
Es gibt ein gewaltiges Gebrüll und Geschrei, ein entsetzliches Durcheinander und Gedränge. Das unbestreitbare Genie der Polizei, aus einer zuschauenden ruhigen, wenn auch etwas aufgeregten Menschenmenge im Handumdrehen einen unentwirrbaren Knäuel schreiender, schlagender, schiebender und flüchtender Menschen zu machen, bewährt sich auch hier. Und

in diesen Knäuel hilfloser, auseinandergesprengter Menschen dreschen jetzt die Mannschaften und Offiziere der Berliner Polizei erbarmungslos ein. Cohrs zum Beispiel wird erwischt, ein Wachtmeister dreht ihm mit einem schmerzhaften Polizeigriff den Arm nach hinten, Cohrs schreit ein Wort, das nicht gerade sehr vornehm ist, aber auf die gesamte Situation und auf diesen Wachtmeister haargenau paßt.
Er ist verhaftet.
In diesem Augenblick sieht er, daß seine Freundin Hanna, vollkommen eingekeilt in seiner Nähe, gegen den Rücken des Polizeihauptmannes gedrückt wird. Der Herr Hauptmann ist 1 Meter und 89 groß, Hanna 1 Meter und 62.
Aber der Herr Hauptmann fährt schneidig und puderrot auf dem Absatz herum.
„Festenehmen! Hier! Festnehmen! Dieses Frauenzimmer hat mich geschlagen!"
Sofort stürzen sich zwei Beamte mit erhobenem Gummiknüppel auf die fassungslose Frau.
Auch Schulz hat die Szene mit angesehen. Und das ist ihm zu toll. Diese Herren Offiziere und diese Beamten, deren Aufgabe darin zu bestehen hätte, wenn etwas schief ging, die Nerven nicht zu verlieren, sondern in aller Ruhe Ordnung zu schaffen, diese uniformierten Nervenbündel gehen dem alten und erfahrenen Straßenkämpfer und S.A.-Mann Schulz gegen den Strich.
Das ist ihm zu toll. Er hat genau gesehen, daß dieses Mädchen nicht das geringste dafür konnte, daß sie mit dem kostbaren Rücken des Herrn Hauptmann in Berührung kam. Sie ist einfach gegen ihn gedrückt worden. Schulz arbeitet sich rasend zu der Gruppe hin, aber er kommt nicht recht voran. Denn eben beginnt die tollgewordene Polizei eine neue Attacke, durch die die Menschenmasse bis zur nächsten Straßenecke zurückgeworfen wird.
„Ich bin Zeuge!" brüllt Schulz auf das Tiefste erbittert einen Beamten an, der ihn aufhalten will. „Ich habe eine Aussage zu machen!"
„Halt die Schnauze!" antwortet der Beamte und wirft ihn zurück in eine Menschengruppe hinein. Also denn nicht, denkt Schulz, rudert quer durch den Menschenstrom und läßt sich am Friedrichshain wieder zurücktreiben bis zu jener Stelle, an der Hanna und der Herr Polizeihauptmann noch immer stehen. Dann macht er einen Durchbruch über den Fahrdamm und nun steht er vor dem Offizier.
Und legt los, empört, wütend: „Herr Hauptmann, ich habe eine Zeugenaussage zu machen! Ich verlange, daß ich zur Wache mitgenommen werde! Diese Frau da ist völlig unschuldig!"
Aber weiß der Teufel, wie es manchmal geht und wie die Zufälle tückisch miteinander und mit den Menschen spielen: kaum hat Schulz diese Sätze herausgestoßen, reißt sich Hanna in ihrer Angst los und springt in großen Anläufen weg. Drei Beamte stürmen hinter ihr her und gerade, als sie in der Menschenmenge untertauchen will, bekommen sie das Mädchen zu fassen. Schulz hat sich sofort auf die Beine gemacht und nun steht er neben ihr, aber ein Beamter wird weiß vor Wut, als er Schulz sieht.
„Sind Sie schon wieder da?" brüllt er den S.A.-Mann an. „Ich habe ihnen doch eben erst zur Ecke gebracht!"
„Ich bin Zeuge!" brüllt Schulz.
„Schnauze! Weitergehen!"
„Nein!"
„Weitergehen!"
„Nein!"
„Mitkommen!"
Und schon schmettert ein Polizeigriff den S.A.-Mann Schulz aufs Pflaster.
„Seit wann werden Zeugen verhaftet und geschlagen?" schreit Schulz.
Aber da spürt er einen Knall in seinem Schädel und einen Riß durch das Gehirn und ein plötzliches, messerscharfes Zahnweh in allen Zähnen und er weiß nicht mehr, was weiter mit ihm los ist.

Eine Viertelstunde später kommt er auf einem Polizeiauto wieder zu sich. In seiner Nachbarschaft sitzen Cohrs und Hanna.
Und da die beiden S.A.-Männer sich wieder einmal auf der Fahrt zum Alexanderplatz finden, kommt ihnen auch der Humor wieder und als der Wagen in den roten Hof einfährt, herrscht auf ihm allgemeine Heiterkeit, gedämpft von schönem Kopfschmerz.
Bei der Vernehmung protestiert Schulz unverzüglich.
„Ich habe mich als Zeuge gemeldet! Man kann doch nich einen Zeugen vahaften! Ich verlange, daß ich sofort aussagen kann.“
Der Wachtmeister lacht.
„Ach, nee, Männeken, Was sie nicht alles verlangen. Jetzt, nachts um halb ein Uhr?“
„Dann möchte ich wenigstens wissen, warum ich verhaftet worden bin!“
„Meckern Sie hier nich so ville!“ unterbricht ihn der Beamte gereizt. „Das werden Sie morgen früh erfahren. Erst mal Zelle.“
Die Beamten räumen ihm die Taschen aus. Kamm, Geld, Zigaretten, Streichhölzer und was man eben so bei sich hat, das alles türmt sich zu einem kleinen Häufchen auf dem Tisch des Wachthabenden.
„Und nun die Hosenträger, Mann. Ist Vorschrift, wissen Sie selber.“
Und nachdem das alles erledigt worden ist, sieht sich der Beamte hinter dem Tisch die beiden Genossen da an. Er wippt einigemale mit seinem Stuhl und dann fängt er an, breit zu grinsen.
„Na und nun? In welche Zelle wollt ihr zwei beide? Zu den Kommunisten oder zu den Unpolitischen? Wir haben hier Auswahl. Sucht euch was aus!“
Schulz gibt gar keine Antwort.
Denn das ist blanker und nackter Hohn und ein bißchen privater Sadismus des Herrn Wachthabenden. Aber dann überlegt Schulz, daß Wölfe immer noch erträglicher sind, als Hyänen.
Er knurrt etwas Unverständliches vor sich hin, was soviel heißen soll, wie: Unpolitisch.
Und also werden die beiden zu sechs Schwerverbrechern geführt. Morgens um fünf holt man sie aus dem Schlaf. Schulz hätte ums Leben gerne noch eine Stunde länger geschlafen und so knurrt er viele Male vor sich hin, was soviel heißen soll, wie: verdammte Schweinerei.
Die erste Vernehmung ist kurz. Noch einmal Name, Beruf, Wohnung und so weiter, die ollen Kamellen. Es ist offensichtlich nur eine kleine Schikane.
Um zehn Uhr an diesem Tage werden sie ins Polizeigefängnis II eingeliefert. Sie haben immer noch keine Ahnung davon, was man ihnen eigentlich vorzuwerfen gedenkt. Sie haben auch leider keine Ahnung wo Hanna sich befindet. Auf eine Frage von Cohrs hat man ihm die Antwort brüsk verweigert.
Zelle 9 nimmt die beiden auf.

*

Nach zwei Stunden Herumhocken geht es wieder zur Vernehmung. Diesmal werden sie der Politischen Abteilung vorgeführt.
„Na also“, brummt Schulz aufgekratzt, „dann werden wir endlich erfahren, wat Se jejen uns haben.“ Cohrs wird links und Schulz rechts in ein Zimmer hineinbefördert.
„Sie haben“, verliest der vernehmende Beamte, „bei dem Auflauf am Friedrichshain versucht, eine Gefangene zu befreien. Stimmt das?“
Schulz wird sofort etwas blümerant zumute. So also sieht die Sache aus! Na ja, Hanna tigerte los, als er in der Nähe war…Gefangenenbefreiung.. na prost… das gibt Knast.
Es wird eine lange Untersuchung. Hanna wird herbeigeholt. Der Hauptmann, den Hanna angeblich geschlagen haben soll, taucht auf und auch der Wachtmeister, der Schulz verhaftete.
Nachmittags, in der Dirckfenstraße, bei der Verhandlung, stellt der Schnellrichter an den Offizier die entscheidende Frage: „Herr Hauptmann, hatten Sie den Eindruck, daß diese Frau

Sie schlug?“
Der Hauptmann sieht etwas unsicher drein und zögert lange, dann erklärt er unschlüssig: „Eigentlich habe ich nichts davon gespürt. Ich merkte nur, daß jemand gegen meinen Rükken stieß.“
„Na also!“, rief Schulz zufrieden dazwischen, „so war es auch. Die Dame ist eben durch die Menge gegen den Herrn Hauptmann gequetscht worden! Als sie deswegen verhaftet wurde, habe ich mich als Zeuge jemeldet.“
Der Wachtmeister, als Hauptzeuge aufgerufen, sagt kerzengerade aus: „Ich habe genau gesehen, wie die Frau den rechten Arm hob und den Herrn Hauptmann in den Rücken schlug.“
Hanna protestiert sofort und ist ganz außer Fassung über diese Behauptung. Der Hauptmann schüttelt leicht den Kopf, ihm scheint die ganze Affäre nicht recht geheuer. Aber der Beamte nimmt seine Aussage auf Befragen glatt auf seinen Diensteid.
„Das ist unerhört!“ braust Schulz auf und sein Freund Cohrs steht sehr blaß in seiner Bank.
Aber das Schnellgericht ist menschlich. Es nimmt nur tätliche Beleidigung an und diktiert vierzig Mark Geldstrafe für Hanna. Über das Gesicht des Mädchens weht ein roter Schimmer von Scham. Sie sieht den Schnellrichter kalt an und sagt leise, aber tief erbittert: „Und dafür hat man mich mit Dirnen und Diebinnen zusammen eingesperrt.“
Ein Wachtmeister nimmt sie sanft am Arm und geht mit ihr vor die Tür.
„Nun zu Ihnen“, sagt der Schnellrichter und Schulz räuspert sich vernehmlich. Er steht auf.
„Sie wollen also Zeuge gewesen sein. Da liegt aber eine Klage gegen Sie vor, nicht wegen Gefangenenbefreiung, das wollen wir fallen lassen, aber Sie sind wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt angeklagt. Sie haben also Widerstand geleistet?“
Schulz runzelt die Stirn.
„Widerstand? Wieso Widerstand?“
„Sie sind laut Aussage des Wachtmeisters Urban betont langsam gegangen. Darin ist Widerstand gegen die Staatsgewalt zu erblicken.“
Der S.A.-Mann Schulz starrt den Herrn Schnellrichter einen Augenblick mit offenem Munde an und dann kann er sich nicht mehr halten. Diese Begründung ist ihm zu komisch. Und er bricht in ein schallendes Gelächter aus.
Urteil: 40 Mark Geldstrafe. Im Nichtbeitreibungsfalle 5 Tage Haft.
Schulz ist damit entlassen.
Die Verhandlung gegen Cohrs am anderen Tage wird halb so schlimm als er es sich vorgestellt hat. Da auch bei ihm die Gefangenenbefreiung verneint wird, bekommt er insgesamt 10 Tage Haft.

*

Und nach zwei Wochen sind alle wieder, Schulz, Cohrs und Hanna, zu neuen Unternehmungen unterwegs.
Diese neuen Unternehmungen sind uralte Unternehmungen und heißen: Wahlschlacht, Aufmarsch, Zeitungsvertrieb, Flugblatt-Propaganda, Zellenabende, Saalschutz und wieder Aufmarsch und wieder Versammlung und Geldsammlungen und Hauspropaganda. Das heißt: Tag und Nacht nicht aus den Kleidern kommen, das heißt S.A.-Dienst, S.A.-Dienst, S.A.-Dienst.
Und am 14. November gibt es für das alles, für alle Opfer, für alle Hingabe, für alle müden Knochen, für alle schlaflosen Nächte, für alle Begeisterung eine wundervolle Quittung: In den deutschen Reichstag ziehen 108 Abgeordnete der NSDAP. ein! In zwei Jahren von 12 auf 108! Allerhand!
Als Schulz auf der Straße das Wahlresultat erfährt, brüllt er vor berstendem Jubel so ungebührlich auf, daß wieder einmal das Auge des Gesetzes mißtrauisch auf ihm haften bleibt. Aber an diesem Tage ist die Polizei merkwürdig milde und Schulz entkommt unverhaftet.

Dafür ist am Weihnachtstag sehr dicke Luft im neuen Sturmlokal. Die S.A. sitzt etwas ahnungsvoll zusammen und richtig, kaum haben sie friedlich die Wachslichter an ihrer kleinen Tanne angezündet, da knallt es von draußen herein durch die Fenster, daß die Scheiben bersten und die Splitter herumsausen und gleich darauf knallt es noch einmal und dann spürt Schulz einen derben Schlag an seinem Knie und gleich darauf einen stechenden Schmerz und dann wird er bleich und kippt schön langsam vom Stuhl.
Das war der feierliche Weihnachtsgruß der Kommune für den Sturm 11.
Auf der Fahrt ins Krankenhaus kommt Schulz wieder zu sich, er blutet zwar sehr stark, aber das tut seiner unverwüstlichen Fröhlichkeit keinen Eintrag.
Schon leicht im Wundfieber, redet er zu den Kameraden: „Siehste, Mensch, 108 Reichstagsabgeordnete… det is ja noch nich det dritte Reich… aber `n Anfang is et… und det freut ein denn ja wieder mal…“
Auf dem Operationstisch im Krankenhaus wird er ungeduldig. „Nu mal los…Herr Doktor… polken Se man die Jranate raus…und wenns jeht, möchte ick zu jerne wieder ins Sturmlokal retur…denn uff Weihnachten habe ick mir so jefreut…aber nur im Sturmlokal…und…“
Er kommt nicht mehr weiter mit seinen aufgekratzten Reden, denn der Arzt, der zunächst mal Mund und Nase aufgesperrt hat über diese Pflanze, stülpt ihm nun behutsam die Äthermaske über das Gesicht. „Nee…neee…neeee…“, murmelt Schulz verstimmt und dann versinkt er zwischen unzähligen farbigen, rauschenden und zuletzt donnernden Vorhängen.

*

Der Reichtag fliegt auf.
Die Entscheidung liegt in der Luft und es ist die Luft vor einer großen Schlacht.
Die braunen Bataillone treten fester auf, wenn sie marschieren und die Gesichter haben einen Zug grenzenloser Zuversicht.
In dieser Zeit rollt in einem Kino in Berlin der Kriegsfilm: „Im Westen nichts Neues“. Der Deutschamerikaner Laemmle, skrupelloser Filmfabrikant in Hollywood, berühmt und berüchtigt durch seine verkitschten, jämmerlichen, ungekonnten Filme, hat diesen Film verfertigen lassen. Die deutschen Soldaten werden dargestellt durch waschlappige, süße Schauspielerjungs und die ganze Linie widerspricht allen Vorstellungen, wie der deutsche Frontsoldat vom Leben, Leiden und Sterben an der Westfront jemals gehabt und mitgemacht hat.
Schulz bekommt einen sehr anmutigen Auftrag und der macht ihm ungeheuren Spaß.
Schulz geht weiße Mäuse kaufen.
Anderthalb hundert dieser niedlichen, vergnügten und aufgeregten Tierchen handelt er ein und trägt sie in einer großen Pappschachtel, in die er Löcher geschnitten hat, auf seine Sturmbude.
Dort empfängt den Rattenfänger der ganze, versammelte Sturm mit einem Höllenjubel.
„Lacht nicht!“ fährt er sie an und zwinkert ungeheuerlich mit seinen Augenbrauen, „det hier sind keine jewöhnlichen Mäuse, det sind augenblicklich Unfreiwillige vom Sturm 11, die een janz kleenes Stückchen Jeschichte mitmachen sollen.“
Und dann macht er sich daran, die Tierchen sorgfältig unter seine S.A. zu verteilen.
„Obacht jeben“, befiehlt er, „det den Tierchen keen Schade nich jeschieht…Elf…zwölf… war, wozu willste denn jleich zwanzig uff eemal haben?...For deine Schwester?... Mensch, die Frauens haben doch alle Angst vor Mäuse…deine nicht?...Is jut…hier haste…“
Die S.A. marschiert nicht gegen Herrn Remarque und nicht gegen Herrn Laemmle. Sie lä0ßt diese Attacke von weißen Mäusen besorgen.
Tausende von Menschen stehen auf dem Rollendorfplatz und protestieren gegen das Machwerk.
Und eine Weile, nachdem der Saal dunkel geworden ist und das „Heldenepos“ des deutschen Frontsoldaten in der Auffassung des Herrn Remarque und Laemmle seinen Anfang genom-

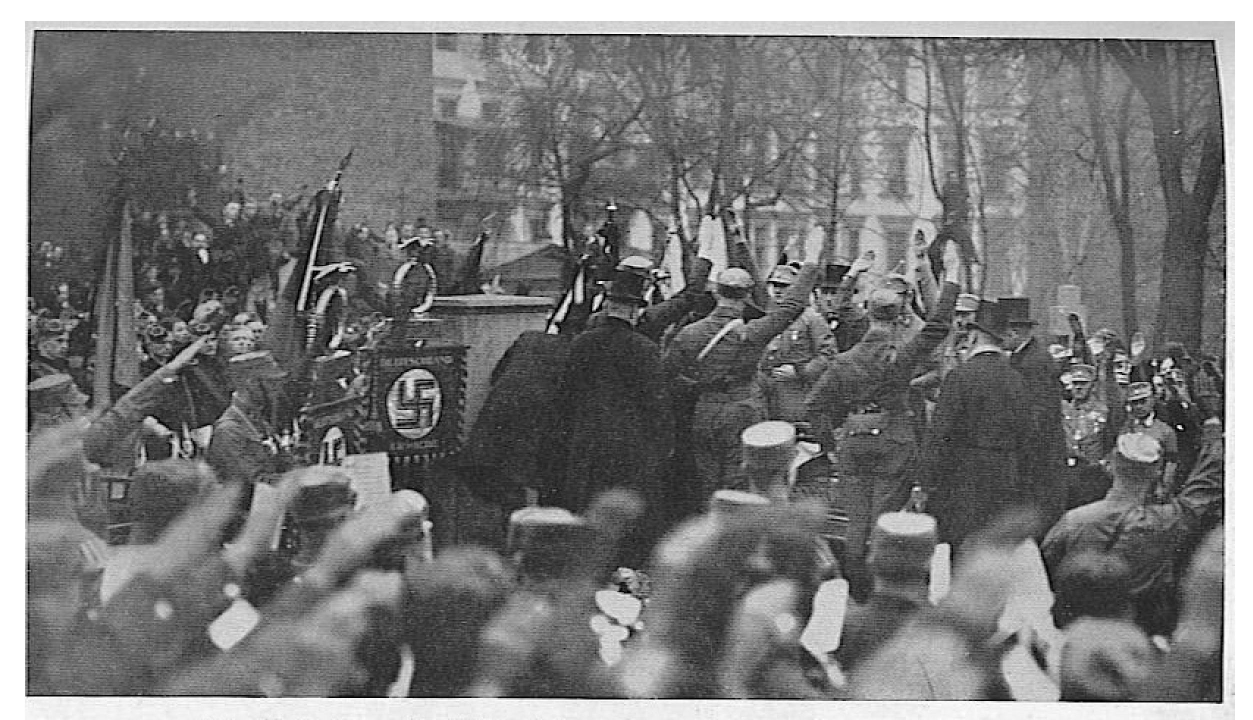
men hat, geht plötzlich ein ungeheurer Spektakel los. Die ausgesetzten Tierchen sind rasend vor Angst und Wut und turnen auf den Zuschauern herum, klettern an den Beinen hoch, kratzen und beißen um sich und es ist ein sehr erfreuliches und erheiterndes Durcheinander. Keine Feuersbrunst hätte solchen großartigen Effekt erreichen können. Dröhnendes Gelächter der S.A. übertönt das entsetzte Geschrei und donnernd bricht sich das dreifache „Heil Hitler!“ an den Wänden.
Diesmal ist die Vorstellung aus.
Zwei Tage später wird der Film verboten. Herr Severing beißt sich auf die Lippen.

*

Weihnachten 1931 kommt ein Dokument aus München.
Das Dokument ist an den Standartenführer adressiert und der Standartenführer schmunzelt, besorgt schleunigst etwas Geheimnisvolles und dann wird Schulz sehr dienstlich zum Standartenführer bestellt. „Au Backe“, murmelt Schulz verstimmt, „wat der bloß will. Haack wat ausjefressen? Nee, eigentlich nich. Haack mir vorbeibenommen? Nee, eigentlich ooch nich. Wat will der kleene Jeneral von mir?“
Und er tigert ab, zum Standartenführer, ziemlich unangenehm berührt.
Als er im Sturmlokal ankommt, steht da ein ganzer Sturm aufgebaut.
Pfui Deibel, denkt Schulz angewidert. Für feierliche Sachen war er nie.
Und da ist ja auch der Standartenführer.
„Truppführer Schulz!“
„Zur Stelle!“
„Truppführer Schulz, der Oberste S.A.-Führer hat Sie zum Sturmführer ernannt. Ihnen untersteht künftig der Sturm 24. Der Sturm 24 wird aus Ihrem alten Trupp und dem Trupp 5 gebildet. Ich beglückwünsche Sie. Ich bin überzeugt, daß Sie Ihren Sturm künftig genau so gut führen werden, wie Sie bisher Ihren Trupp geführt haben.“
Und der Standartenführer schüttelt Schulz herzlich die Hand. Der steht wie angenagelt und einige Sekunden brummt ihm der Schädel in allen Tonarten. Und dann sieht er sogar dunkle Punkte einige Sekunden lang vor seinen Augen kreisen. Und dann bekommt er ein komisch heißes Gefühl in der Herzgegend.
Und endlich kommt er langsam zu sich und begreift. Sturmführer! Führer eines ganzen, großen Sturms! Er, der Arbeiter Schulz! Und seine alten Kameraden, seine alten Freunde soll er führen. Da sieht er sie stehen, einen wie den andern und sich abgrundtief freuen: Vater Mehl und Hans und Hermann und Cohrs und Fritz und der lange Emil und das freche Mäxchen und all die anderen, es ist nicht zu glauben.

*

Die Republik ist böse und hängt dem Doktor Goebbels ein Hochverratsverfahren an den Hals. Der Doktor zuckt gelassen seine Schultern und zunächst einmal heiratet er. Unter einem Gebirge von Blumen, unter den gotischen, lebendigen Bögen von ausgereckten Armen geht er im braunen Hemd zum Standesamt.
Der Führer ist erschienen, um Trauzeuge zu sein und es ist ein ganz großer Tag für die S.A. Dafür zieht die Linkspresse sehr schiefe Gesichter. Wenn sie zurückblickt, so muß sie zugeben, daß in diesem Jahre eigentlich alles nicht recht geklappt hat. Thüringen, Braunschweig, das Volksbegehren…das war nichts für die Linkspresse.
Für die S.A. hingegen hat alles prachtvoll geklappt. Denn als dieses Jahr zu Ende ging, da standen in Deutschland 2000 Stürme unter den Fahnen, 100 Motorstürme, 50 Musik- und 200 Spielmannszüge und 120 braune Standarten! Es hatte sich gelohnt. Und es hatte geklappt, trotzdem die Linkspresse sich ein bißchen auf den Hauptmann Stennes gefreut hatte. Der aus der S.A. eine Söldnertruppe machen wollte und sich selber zum hochbesoldeten Ge-


Die Beisetzung Horst Wessels auf dem Nikolai-Friedhof in Berlin

neral dieser Truppe. Wie hatte sich die Presse gewunden vor Freude und den eben noch hier gehaßten Mann mit Schmeicheleien und Lobhudeleien überschüttet! Wie hübsch hatte sie sich den Verlauf dieser Episode gedacht: Sturm marschiert gegen Sturm…S.A. gegen S.S.… und alles fällt damit auseinander… in Scherben… für immer. – Denn, sagte die Presse, eine Söldnertruppe gehört dem, der am meisten bietet… ade also Nationalsozialismus!
Wie hübsch lautete das für die Journaille, was Stennes äußerte: er kämpfe nicht gegen Adolf Hitler. Er kämpfe gegen die Bonzen.
Und da man nun in den Hauptmann Stennes drang, er möge doch einen dieser Bonzen nennen, so nannte er eben den, der sein Spiel durchschaut hatte und ihm also am gefährlichsten schien: nämlich den Dr. Joseph Goebbels.
Und das hätte er nicht tun sollen.
Denn wenn auch drei Tage lang alles drunter und drüber ging und die Berliner S.A., zum ersten und letzten Male, führerlos wurde – dieses Wort brach Herrn Stennes das Genick.
„Was?“ fragte die S.A. auf das tiefste verblüfft, „unser Doktor ein Bonze???“
Und die S.A. erinnerte sich an den Mann, der den berühmten Fußmarsch Spandau-Tegel-Reinickendorf-Wedding geführt hatte, als zehntausend Kommunisten die Straße absperrten. Die S.A. erinnert sich genau an den Augenblick, da der Zug stockte, der Doktor in seinem Auto aufstand, die Situation, die wahrhaftig nicht zum Lachen war, übersah, aus dem Wagen stieg, sich vor die Musik setzte und als erster in die tobende, rasende und brüllende Hölle hineinmarschierte…und der durchmarschierte bis zum Kriegervereinshaus, wo die Schupo die Straße abriegelte. So etwas kann man die S.A. nicht vergessen machen.
Der Doktor ein Bonze?
Der Mann, der die Saalschlachten mitmachte, der die Verwundeten tröstete und die Toten begleitete, der schwere Schulden auf seine Kappe nahm, um der Partei in Berlin eine Zeitung zur Verfügung zu stellen…
das sollte ein Bonze sein?
Als Schulz davon hört, wird er nicht einmal aufgeregt, obwohl er sonst, wenn es um jemand geht, den er liebt, sehr leicht aufgeregt wurde. Er sagt gelassen: „De tick nich lache. Aber mir scheint, mit dem Stennes habense uns anjeschmiert. Ick gloobe, der Junge hat sich zwo


Räumung eines S.A.-Heims nach dem Verbot

Jahre lang in der Hausnummer jeirrt. Der meinte Reichsbanner. Aber nich die S.A.“
Und damit war für Schulz der Fall erledigt.
Und nach vierzehn Tagen war der Fall überhaupt erledigt und der ganze Spuk verflogen.
Der Ehrenschild der S.A. war wieder sauber.

*

Und nun kommt langsam eine andere Zeit. Ganz langsam.
Es kommt das Frühjahr 1932.
In der S.A. läuft eine Geheimparole um. Auch der Sturmführer Schulz hört sie, aber seine skeptische Frontsoldatenseele will nicht recht heran.
Die Parole lautet kurz und bündig: In diesem Jahre wird der Führer Kanzler.
„Ach wat“, sagt Schulz und betrachtet angelegentlich in einer Illustrierten das blasse, undurchsichtige, unabtastbare Gesicht des Reichskanzlers Brüning, „so schnell jeht das nu doch nicht.“
Er betrachtet weiterhin heimlich seine Jungens. In die ist mit dieser Parole der Teufel gefahren. Sie haben heiße Gesichter und sie werden beinahe nervös vor Tatenlust.
Die gesamte S.A. spürt es bis auf die Knochen, wie man ein Gewitter spürt, daß eine ganz große Entscheidung nahe ist.
Aber, ob es die Entscheidung sein wird?
Schulz wägt wieder und wieder die beiden zentnerschweren Worte ab:
Reichskanzler Hitler.
Hat man das nicht schon bei den Septemberwahlen 1930 ausgesprochen? Und das ist anderthalb Jahre her. Anderthalb schwere und blutige Jahre. Ob nun wirklich die Entscheidung fallen wird?

*

Dreizehneinhalb Millionen Stimmen vereinigen die neuen, erbitterten Wahlkämpfe auf den Führer. Dreizehneinhalb Millionen! Wenn man einen Reichstag gewählt hätte, wären 220 Mandate sicher gewesen.
Was kann der NSDAP. noch geschehen? Die S.A. ist ungeheuer zuversichtlich.

*

Aber da bricht das Unwetter schmetternd herein. Drei Tage nach der Wahl verbietet der Reichsinnen- und Wehrminister Gröner die gesamte S.A. und S.A.
Und auf der Bude des Sturms 24 brüllt angesichts dieser Katastrophe der Sturmführer enthusiastisch auf:
„Mensch, jetzt ist es geschafft!!!"
Seine Kameraden starren ihn vollkommen verständnislos an. Ist Schulz verrückt geworden?
Aber der Sturmführer Schulz, der alte Frontsoldat, ist keineswegs verrückt geworden. Er hat Grabenwitterung. Es geht zwar drunter und drüber im Augenblick. Der ganze Horizont ist eine Mauer aus Flammen, aus Rauch, aus Nebel und aus Vernichtung. Aber der Grabenkrieger riecht: trotzdem, meine Herren, trotzdem und gerade deswegen und laßt sie heute mal kommen, heute ist ein guter Tag…
Und er versucht, seinen Jungens zu erklären, was er meint: „Natürlich ist es Wahnsinn, was der Gröner da macht. Wahnsinn des Systems. Mensch, überleg dir mal, kannste heute 400 000 Mann einfach verbieten? Nee, das kannste nich. So jroß is die Republik nich mehr! So ville Kraft hat se nich mehr! Jetzt is sie nämlich am Rande, verstehste? Jetzt, möchte se jerne uffs Janze jehen und jetzt jewinnen wir, darauf kannste dir verlassen!"
Aber seinem Sturm und überhaupt der S.A. geht diese feine Witterung noch nicht ein.
Hingegen fegt ein ungeheurer Sturm der Entrüstung über das ganze Reich.
Wieder beginnt die Polizei mit traurigem Eifer ihr trauriges Werk, wieder sind die Braunhemden vogelfrei und die Zeiten von 1929 scheinen in aller Herrlichkeit wiedergekommen zu sein.
Als Schulz am andern Tag um die Straßenecke biegt, immer noch sehr vergnügt, trotz der Katastrophe, immer noch zuversichtlich, um in das Sturmlokal zu gehen, bleibt er plötzlich wie angewurzelt stehen, macht die Augen zu und macht sie wieder auf, schiebt das Kinn nach vorne und was er nun eine halbe Minute lang tut, kann man nicht anders als glotzen nennen.
Und was er da vor dem Sturmlokal erblickt, ist auch jeglichen Glotzens würdig.
Auf dem Bürgersteig, vor dem Eingang zum Sturmlokal, leuchten ihm nämlich Betten entgegen, acht schöne, doppeletagige Betten, sauber gemacht, mit Strohsäcken, Leintüchern und Kissen, erstklassig gebaut. So erstklassig, wie Schulz noch niemals die Betten seines Sturmlokals gebaut gesehen hat.
Ein paradiesischer Anblick für einen Friedensfeldwebel im strammsten Gardebataillon.
Um diese Betten auf dem Bürgersteig stehen in wüstem und romantischem Durcheinander Bilder und Besen, Eimer und Stiefel, Stühle und Spinde, Tische und Töpfe.
Wat is denn hier jedreht worden, denkt Schulz perplex und steuert auf den geisterhaften Anblick etwas unsicher zu.
Nun, was soll schon hier los sein. Das gesamte Inventar des Sturmlokals steht auf der Straße.
Und jetzt sieht Schulz auch über der ganzen Angelegenheit die Hakenkreuzfahne wehen und ihm wird etwas heiterer zu Mute. Solange die Fahne noch weht, ist noch lange nicht Matthäi am letzten.
Matthäi am letzten aber scheint es wenigstens für das schöne Sturmlokal zu sein. Die preußische Polizei hat das Lokal gesperrt, hat die arbeitslosen S.A.-Männer auf die Straße gefeuert

und das ganze Mobiliar hinterher.
Und deswegen stehen die Betten und der ganze Kram jetzt freiweg auf dem Bürgersteig und Schulz wundert sich nur daß erstaunt, wieso denn die Fahne so lustig über den Betten weht. Daß Leute herumstehen und lachen, darüber wundert er sich nicht, denn man sieht in Berlin nicht alle Tage hübsche Soldatenbetten in zwei Etagen auf dem Bürgersteig stehen.
Als Schulz näher kommt, wird ihm klar, warum immer mehr Leute gelaufen kommen und anfangen, zu lachen.
Schulz sieht nämlich und ihm bleibt ob solcher Frechheit die Spucke weg, daß in einem der oberen Betten sich Hermann installiert hat. Hermann, der phantasievollste Witzbold des ganzen Sturms. Dieser Hermann besieht sich das staunende Publikum von oben.
Er hat seine langen Stiefel ausgezogen und sie wohlerzogen nebeneinander neben das untere Bett gestellt. Er hat auch seine Jacke ausgezogen und sie säuberlich über eine Stuhllehne gehängt und über der Jacke hängt der braune Schlips.
Und neben sich an den Bettpfosten hat er die Fahne gebunden, die lustig im Winde flattert.
Die beiden, Hermann auf seiner Burg und Schulz auf dem Anmarsch, begrüßen sich mit einem donnernden Heil und Schulz ist gerade im Begriffe, ein anderes Bett zu besteigen und von dort an die lauschende Menge eine pfundige Ansprache zu halten, da kommt wer?
Die Polizei natürlich und nun geht alles sehr rasch. Bevor Schulz ein Wort seiner Ansprache herausbringt und bevor Hermann einen seiner Stiefel anziehen kann, ist das lustige Feldlager umzingelt.
Das erheiterte Publikum wird mit den bewährten Gummiknüppeln auseinandergetrieben und dann rollt ein Lastauto heran, eins, zwei, drei ist der ganze Kitt verladen und wohin geht es? Auf das Polizeipräsidium natürlich.
„Siehste“, sagt Schulz unterwegs zufrieden, „paß mal uff, ob ick nich recht behalte mit meine Neese. Jetzt is et so, wie beim ersten Verbot, sieht wenigstens jenau so aus. Is aber doch janz anders. Jetzt können se uns nich mehr kaputt machen, ausjeschlossen! Die Versammlungen, die Aufmärsche, die könnense nich mehr mit ihre Gummiknüppels ausradieren. Det is reine Verzweiflung.“
Der alte Grabenkrieger behält recht.
Schon am 16. Juni wird das Verbot wieder aufgehoben.
Um elf Uhr am Vormittag wird der Erlaß bekannt. Fünf Minuten nach elf Uhr ist Berlin braun. Niemals hat die Reichshauptstadt so viele braune Uniformen auf den Straßen gesehen. Jeder S.A.-Mann, der von der Aufhebung des Verbots erfahren hat, scheint unverzüglich nach Hause und in das braune Hemd gestürzt zu sein. Und jeder scheint sich frei genommen zu haben, um wenigstens eine Stunde lang die braune Uniform sehen zu lassen. Niemals vernahm die Reichshauptstadt in diesen Stunden so viele helle, strahlende Heils von einer Straßenseite zur anderen hinüber. Die Polizei ist wieder einmal milde. Bisweilen lächelt sogar die Polizei freundschaftlich den braunen Hemden zu. Sollte sie unterm Tschako endlich begreifen?
Um die Mittagsstunde steht Berlin in Flaggenparade. Zehntausende von großen und kleinen Hakenkreuzfahnen hängen aus den Fenstern, aus den Bodenluken, flattern über den Dächern.
Der Sturmführer Schulz macht einen stolzen und ausgiebigen Spaziergang mit seinen Freunden.
Aber es dauert nicht sehr lange und mit dem stolzen Spazierengehen ist Schluß. Es beginnt härter als jemals die Arbeit der S.A.
Denn kaum sind die ersten Uniformen der S.A. in den Straßen wieder zu sehen, knallen auch schon wieder die ersten Schüsse.
Die Kommune rast wie im Fieber. Und in diesen Tagen richtet sie ganze Treibjagden ein.
Die Polizeiberichte, Tag um Tag herausgegeben, bringen lapidare Meldungen:
Überfall auf einen S.A.-Mann.

Nationalsozialist erschossen.
Zwei S.A.-Männer vermißt.
S.A.-Mann schwerverwundet aufgefunden.
S.A.-Mann erschossen.
S.A.-Mann niedergeschlagen und schwer mißhandelt.
S.A.-Mann erstochen.
Nationalsozialisten überfallen.
S.A.-Männer aus dem Hinterhalt beschossen.
S.A.-Mann ermordet.
S.A.-Mann mit schweren Verletzungen eingeliefert.
S.A.-Mann getötet.
S.A.-Mann bewußtlos aufgefunden.
S.A.-Gruppe mit Steinen beworfen.
S.A.-Mann bewußtlos eingeliefert.
S.A.-Mann erschossen.
S.A.-Mann bestialisch ermordet.
S.A.-Mann zu Tode geprügelt.
S.A.-Mann mit Messerstichen zugerichtet.
S.A.-Mann mit zwei schweren Bauchverletzungen aufgefunden.
S.A.-Leiche aus dem Wasser gezogen.
S.A.-Mann durch Stockschlag getötet.
S.A.-Mann im Grunewald erschossen aufgefunden.
S.A.-Mann aus dem Vorortszug geworfen.
S.A.-Mann verstümmelt aufgefunden.
S.A.-Mann mit Lungenschuß eingeliefert.
S.A.-Mann mit Rückenstichen eingeliefert.
S.A.-Mann mit Hinterkopfwunde tot aufgefunden.
Die Verlustlisten der S.A. in diesen Tagen häufen sich in einem erschreckenden Umfang.
Und nun wird der Haß der S.A. wie eine Stichflamme so heiß und so vernichtend und so tödlich.
Die S.A. wehrt sich, wie sie sich noch niemals gewehrt hat. Sie steht in einer Vernichtungsschlacht, und sie ist, Führer um Führer und Mann um Mann der absoluten Meinung, daß, wenn in dieser Schlacht jemand vernichtet wird, dann kann es nur die Kommune sein.
Die Kommune, die Kommune!!!
Die Polizei hat ihr mildes und freundliches Lächeln verschwinden lassen und sie lächelt nunmehr hilflos und verlegen.
Und die Regierung lächelt ebenso hilflos und verlegen. Das heißt, sie schweigt. Die Regierung hilft den patriotischen Männern in keiner Weise.
Die S.A. schlägt sich einsam und ganz auf sich selbst angewiesen durch einen tollen Buschkrieg.

*

Und wieder einmal Wahlkampf!
Und in der Anspannung dieser Wochen wird nun die allerhöchste und allerumfangreichste Anspannung von der S.A. verlangt. Wahlschlacht heißt für sie Saalschutz, Wahldienst, Propagandadienst Tag und Nacht. Und Tag und Nacht auf Todeskommando.
In diesen Wochen fallen Hunderte. Die Stürme kommen nicht mehr aus den Kleidern.
Schulz schließt beinahe 52 Stunden seine müden Augen nicht mehr und nur ein alter Frontsoldat vermag eine solche aberwitzige Anstrengung zu ertragen, ohne umzukippen.
Dann kommt der Abend des Wahltages.

Der Sonntagabend versinkt hinter der lichtübergossenen Stadt. Schulz hockt, müde zum Umfallen, mit blassen, ausgehöhlten Wangen, rotgeränderten Augen und etwas zittrigen Knien mit seinen Männern im Sturmlokal am Lautsprecher. Und einer wie der andere sieht ebenso verfallen aus wie der Sturmführer.
Aber nur äußerlich!
Sie könnten sich jetzt hinlegen und acht Tage hintereinander schlafen. Aber sie warten steinern auf die ersten Ergebnisse.
Das Herz steht ihnen beinahe still, als die Walzermusik im Radio zum ersten Male abbricht und die ersten Ergebnisse durchgesagt werden:

NSDAP. 128 400 gegen 42 000
NSDAP. 4 328 gegen 1 417
NSDAP. 11765 gegen 7 309
NSDAP….NSDAP….NSADP…

Zuerst, bei den ersten Zahlen, haben sie Heil geschrien, daß die Wände bebten und bei jeder neuen Zahl haben sie aufs Neue die Wände beben lassen. Nun, gegen Mitternacht, werden sie stiller und schweigsamer. Sie wissen, daß zur selben Stunde im Sportpalast ungeheurer Betrieb ist, nämlich die große Siegesfeier der Partei. Mit ihrem Doktor Goebbels als Redner. Sie selber bleiben in ihrem alten, bescheidenen Lokal sitzen. Warum sollen sie von hier weggehen, wo ihre Heimat ist? Hier haben sie viele Nächte ruhig und gesichert geschlafen, wenn die Kommune draußen ihnen auflauerte. Hier haben sie ihre Flugblätter hergebracht und aufgestapelt und untereinander verteilt, und von hier aus zogen sie damit los. Hier haben sie an endlosen Abenden ihre kleinen Versammlungen gehabt und sich miteinander gefreut, wenn es gut ging und sich gegenseitig getröstet, wenn es schlecht ging. Hier haben sie sich unzählige Male die ersten Notverbände angelegt, wenn einer etwas abbekommen hatte. Hier haben oft die bleichen Lippen der verwundeten Kameraden nach Wasser gestammelt. Hier haben sie sich angeschnauzt, wenn sie sich gegenseitig nicht gefielen, und hier haben sie Freundschaften fürs Leben und manchmal bis in den Tod geschlossen. Hier haben sie gegessen, getrunken, geschlafen wie in einem behüteten Elternhaus.
Und deshalb gehen sie auch an diesem Abend, der die Entscheidung bringt, aus dieser Heimat nicht weg. Hier wollen sie die allerletzte Nachricht und die allerletzte Endziffer hören.
Und endlich, als sie schon vor Mattigkeit kaum mehr die Augen offen halten und die Lippen zum Reden auseinanderbringen können, endlich kommt die klare Stimme des Ansagers aus dem Lautsprecher:
„Meine Damen und Herren, wir geben Ihnen das vorläufige Gesamtergebnis bekannt. Es erhalten an Mandaten die Nationalsozialisten zweihundertunddreißig…“
Weiter kommt der Lautsprecher nicht mehr. Ein einziger greller Aufschrei knallt durch das Sturmlokal, ein fast erstickter Schrei des jubelnden Schreckens und ein Schrei des ungeheuren Stolzes.
Zweihundertunddreißig Sitze im Reichstag!
Fast 14 Millionen Stimmen!
Und damit die stärkste Partei!!!
Und während aus dem Lautsprecher das Deutschlandlied ertönt, stehen in ihrem bescheidenen Sturmlokal die S.A.-Männer des Sturmes 24, verstaubte und ermattete junge und ältere Männer, mit von den Anstrengungen abgemagerten Gesichtern, mit hundemüden Gliedern, mit trockenem Halse, mit brennenden entzündeten Augen, mit Kleidern, die seit drei Tagen nicht mehr vom Leibe heruntergekommen sind, mit vom vielen Laufen schmerzenden Fußsohlen…
stehen wie eine Mauer, auf einmal wach und frisch und hochaufgereckt und über das

Deutschlandlied hinweg braust wie ein eherner Choral das heilige Lebens- und Sterbelied:
„Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen,
S.A. marschiert mit ruhig festem Schritt;
Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen,
Marschiern im Geist in unsern Reihen mit!...“
Und in die feierliche Stille hinein, die dann folgt und in der sie sich gegenseitig schweigend ansehen, diese Feldsoldaten Adolf Hitlers, von denen jeder und jeder getreu war bis in den Tod, in diese Stille hinein schluchzt auf einmal Schulz mit unsäglich heiserer Stimme: „Kinder, Menschenskinder…Wahlschulden haben wir ja doch…ich meine…“, und seine Stimme schnappt über vor Rührung, Stolz und wahnsinniger Freude, „ich meine… zweihundertunddreißig!... jetzt geb ich eene Stubenlage!!!... und noch eene… für den ganzen Sturm… Mensch, Mensch…“
Und jetzt bleibt Schulz die Stimme ganz weg.

*

In dieser Nacht bleibt der Sturm 24 noch sehr lange zusammen und von Müdigkeit ist keine Rede mehr. Und als der Morgen zu den Fenstern hereindämmert, springt Hermann auf einen Stuhl, glühenden Gesichts und schreit, daß ihm beinahe die Stimmbänder platzen: „Unserm Führer, dem Reichskanzler Adolf Hitler, ein dreifaches Sieg…Heil! – Sieg Heil! – Sieg Heil!“
Ja, wie könnte es auch nun anders kommen, als daß der Führer die Regierung übernimmt. Auch Schulz zweifelt nun nicht mehr daran. Er erinnert sich wie die anderen, daß es parlamentarische Gepflogenheit ist, dem Führer der stärksten Partei die Regierungsbildung zu übertragen. Und morgen wird also Adolf Hitler Kanzler sein.

*

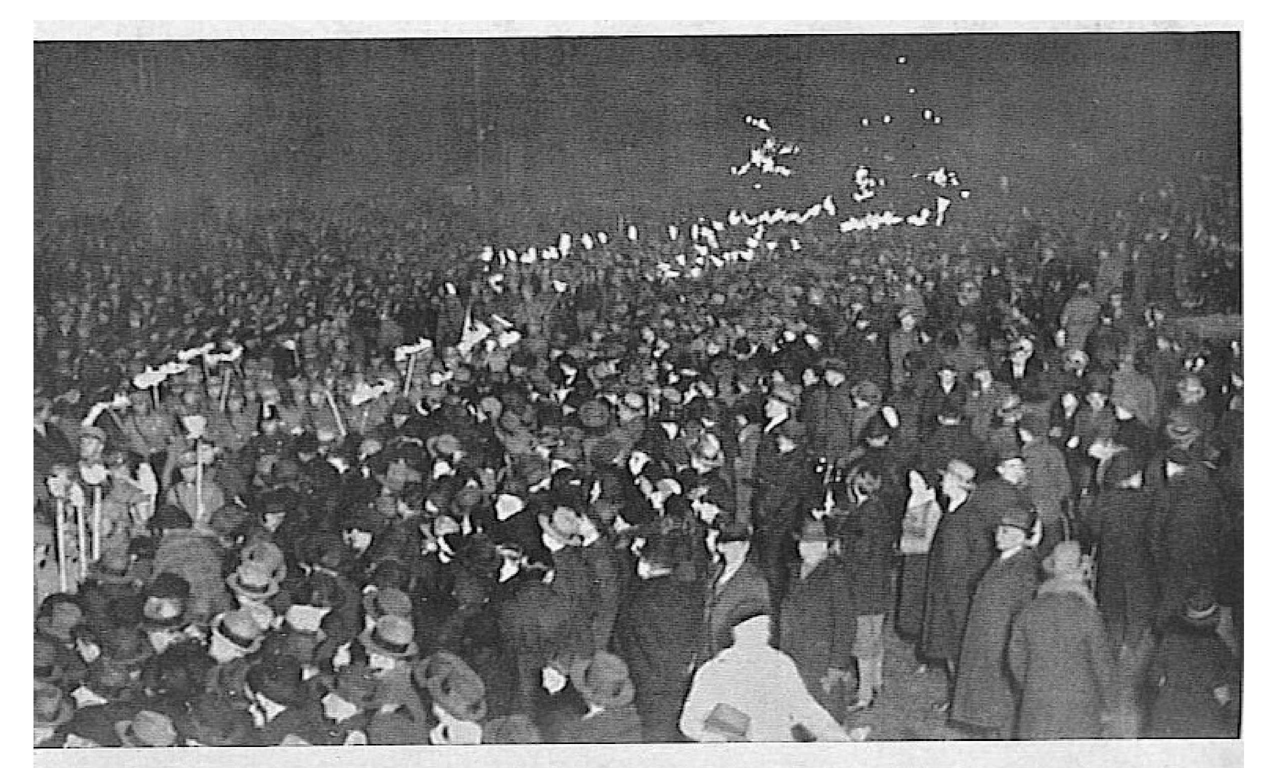
Der Morgen kommt und der Mittag kommt und Adolf Hitler wird nicht deutscher Reichskanzler. Man macht eine Ausnahme. Man bietet ihm den Posten des Vizekanzlers an.
Der Wagen des Führers, der vor dem Hotel Kaiserhof steht, ist dicht umlagert von der S.A. Es geht das Gerücht, daß sogar einige engste Vertraute dem Führer geraten haben, nachzugeben und den Spatz in der Hand der Taube auf dem Dache vorzuziehen, wie es seit alters her Brauch aller abwägenden, klugen und weisen Menschen gewesen ist.
Die S.A. ist stur und glaubt nicht daran. Dafür hat sie nicht 300 Tote und 30 000 Verwundete hergegeben.
Und als der Führer aus seinem Hotel herauskommt und den Wagen besteigt, um in die Reichskanzlei zu den Verhandlungen zu fahren, da sausen tausend und tausend Arme und Hände der treuen S.A. zum Himmel, beschwörend, bittend, tausendfach brausen die Rufe über den Platz: „Bleib hart!“ – „Führer, gib nicht nach!“ – „Alles oder nichts!“ Und der Führer sieht einen Augenblick über seine S.A. hinweg und lächelt ihr zu und dann hebt er seine Hand. Und in seinem männlichen Gesicht ist ein unvergeßlicher Ausdruck von Entschlossenheit.
Die S.A. weiß Bescheid.
Sie weiß vor allem und erstens und letztens, daß dieser ihr Führer das Wort Kompromiß nicht kennt. Auch die S.A. kennt es nicht und damit ist alles gut.

*

Im Hochsommer erschlagen fünf schlesische S.A.-Männer einen polnischen Kommunisten, einen Mörder und Landesverräter.
Einige Zeit vorher hat die Regierung, nicht zuletzt auf das heftige Drängen der S.A.-Führer hin, eine Notverordnung erlassen, die scharfe und schärfste Strafen auf politischen Terror



Das Karl-Liebknecht-Haus beim S.A.-Aufmarsch



Der Fackelzug in Berlin am Abend nach der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler

setzt.
Denn die Führer der S.A. haben keine Lust, ihre besten Leute durch die feigen Mordmanieren der Kommune zu verlieren.
Die fünf schlesischen S.A.-Männer werden verhaftet und vor ein Sondergericht gestellt, vor eines jener Sondergerichte, die gegen bolschewistische Mörder vorgesehen waren.
In allen S.A.-Stürmen des Reiches ist stiller Alarm ohne Kommando. Niemand hat einen Befehl dazu gegeben, aber sie halten sich am Tage, da das Urteil ausgesprochen werden soll, zumeist in ihren Sturmlokalen auf. Sie wissen, das Sondergericht bedeutet: auf Tod und Leben.
Es geht um den Kopf ihrer Kameraden.
am 22. August wird das Urteil gefällt.
…verurteilt zum Tode…
…verurteilt zum Tode…
…verurteilt zum Tode…
Fünf Angeklagte, fünf Todesurteile.
Ein einziger Entrüstungsschrei geht durch die S.A., durch die ganze Partei, durch das ganze Reich. Die Herren des Sondergerichts müssen von allen guten Geistern vollkommen verlassen gewesen sein. Fünf Männer, die im Kampfe standen gegen den bolschewistischen Wahnsinn, gegen das teuflische Zerstörungsprinzip, das die Welt jemals erfunden hat, sollten den Kopf verlieren.
Daß der Sturm 24 außer Rand und Band war und einer wie der andere wie ein Tiger im Käfig in der Sturmbude herumrannte, ist zu begreifen. Bis Schulz in den Tumult einen ganz schlichten, einfältigen und frommen Satz sagt.
„Laß man“, sagt er ruhig, „laß man. Der Führer holt sie schon raus.“ Und seine S.A.-Männer starren ihn einen Augenblick betroffen an und werden etwas stiller.
Indessen wird in den Berichten der Linkspresse der gerichtete Bolschewik fast wie ein Heiliger und die fünf verurteilten S.A.-Männer werden sadistische Bestien, die man ausrotten

muß.
Mitten hinein in diese Orgie von Wut, Haß, Schadenfreude, Verhetzung und Schmutz schlägt ein kurzes Telegramm.
Dieses Telegramm ist aufgegeben in München, wurde empfangen in Potempa, dem Sitz der Prozeßhandlung und war adressiert an die fünf zu Tode verurteilten S.A.-Männer und war unterschrieben von Adolf Hitler.
Das Telegramm lautete:

„meine Kameraden!
angesichts dieses ungeheuerlichen Bluturteils fühle ich mich mit euch in unbegrenzter treu verbunden eure Freiheit ist von diesem Augenblick an eine frage unserer ehre, der Kampf gegen eine Regierung, unter der dieses möglich war unserer Pflicht

Adolf Hitler“

Schulz liest dieses Telegramm seinen S.A.-Leuten vor. Diesmal durchbraust kein Jubelruf das Sturmlokal. Und auch Schulz sagt nicht ein einziges Wort als Kommentar dazu. In ihren Herzen aber hat sich mit diesem Telegramm der Begriff der Treue vollendet. Der Führer hat das Schicksal seiner fünf unbekannten S.A.-Männer in Schlesien in seine starken Hände genommen.
Jedes Wort, das über dieses Telegramm gewechselt wird, ist zuviel. Der Wutsturm in der gesamten S.A. ist mit einem Male erloschen. Und noch der geringste und kleinste und unbedeutendste S.A.-Mann fühlt auf einmal wie nie zuvor, daß ihm sein braunes Hemd, seine braune Mütze und sein Abzeichen auf der Krawatte eine Garantie dafür ist, daß niemand, wer es auch sei, mit ihm Schindluder treiben darf.
Und dann kommt wieder eine Wahl und dann kommen wieder Verhandlungen und dann kommt wieder eine Ablehnung.
In der armen, gehetzten und gequälten Presse, die nicht mehr aus und ein weiß vor Ratlosigkeit und Unentschlossenheit, ist ein jämmerliches Durcheinander. Gerüchte werden angesetzt, ausgekocht, dünsten auf und zerplatzen. Kombinationen aller Sorten werden gebraut und schleunigst wieder ausgegossen.
Ministerlisten werden entworfen und wieder zerrissen.
Und schließlich liest man in der Presse, daß Deutschland ein Tollhaus geworden sei.
Aber inmitten der S.A. wird in dieser Zeit alles sauber und klar. Wer da schwach ist, läuft davon und das ist gut. Wer da lau ist, drückt sich in die Büsche und das ist gut.
Und dann steht die S.A. eisern und undurchdringlich.
Sie denkt sich ihr Teil und wartet. Sie wartet auf das Kommando, mag dieses Kommando lauten, wie es will. Mögen sie sich in den geheimnisvollen Zimmern der hohen Regierung und in den dämmerigen Stuben der Klüngel und Cliquen die Köpfe zerbrechen, bitte sehr. Mag Herr von Schleicher sich mit Gewerkschaftsbonzen einschließen und verhandeln, daß ihm der weiche Mund weh tut, bitte sehr.
Die S.A. wartet und ist bereit, zu marschieren.
Nicht gegen Herrn von Schleicher wird sie vielleicht marschieren müssen, das wird sich wohl kaum lohnen und wird kaum notwendig sein. Da gibt es aber noch einen Feind, der vernichtet werden muß. Mit einhundert Sitzen ist die Kommune noch im letzten Reichstag der Republik vertreten und das ist der Feind, heute und gestern und die ganzen, langen vierzehn Jahre.
Und die S.A. marschiert.
Sie marschiert wieder einmal vor das Karl-Liebknecht-Haus, an dem noch die blutrünstigen Transparente hängen und über dem noch die roten Fahnen wehen.

Die S.A. macht ein Feldlager von 10 000 Mann auf dem Bülow-Platz. Es ist eine schweigende, ungeheure Drohung vor der Entscheidungsschlacht. Und die braunen Soldaten betrachten das Haus, dieses riesige Hornissennest, in dem seit Jahren Mord um Mord organisiert wird, in dem Attentat um Attentat entworfen wird, in dem Aufstand um Aufstand angezettelt wird, Überfall auf Überfall geplant wird und Landesverrat um Landesverrat ausgekocht wird.
Sie sehen sich dieses Haus sehr genau an. Sie riechen die giftigen Dünste, die in dieser jüdischen, kommunistischen Zentrale aus jedem Fenster steigen und in jedes Fenster geht der Blick, zu den Dachsimsen, die so verdammt passend für Maschinengewehrnester ausgebaut sind, zu den massiven, dunkeldrohenden Türen, die sich auf einen geheimen Druck automatisch verschließen, zu den schmalen Portierfenstern, die für etliche Gewehrläufe wie geschaffen sind.
Die S.A. sieht sich das alles mit erfahrenen Blick an, den der Straßenkampf geschult hat. Die S.A. hat auch keine Waffen, aber sie kann eine runde und glatte Garantie geben: fällt heute auch nur ein einziger Schuß, dann bleibt von diesem schönen Hause kein Stein auf dem andern und die Herren mit den pfeifenden Konsonanten und den krummnasigen Gesichtern werden braten müssen, wie einst die Separatisten im Rathaus zu Pirmasens. Die S.A. ist nicht zum Scherzen aufgelegt.
Aber es rührt sich nichts in dem Haus. Die Fenster sind verwaist, die Tore leer, die Dächer unbesetzt. Sie wagen nur in der Nacht zu morden.
Das Haus schweigt, trotzdem die braunen Soldaten Hitlers bis an die Mauern branden.
Und dann tritt Herr von Schleicher höchst verlegen zurück.
Der Sturm 24 tritt in seiner Unterkunft an. Jeder Urlaub ist gesperrt. Der Sturmführer Schulz führt ein hartes Regiment. Denn jetzt geht es aufs Ganze. „Ich weiß noch gar nischt“, sagt Schulz und hat einen ganz schmalen Mund vor Entschlossenheit, „ich weiß nich, was der Führer befiehlt. Aber es geht los, verstanden? und wer nich auf seinem Posten ist, der…“ Er spricht den Satz nicht zu Ende.
Die letzte Versammlung der Ortsgruppe ist am 29. Januar. Sie ist zwar seit langem einberufen, aber niemand ahnte, daß sie von solcher Wichtigkeit werden würde. Der Saal ist drükkend voll und alle sitzen fieberhaft erregt zusammen.
Der Führer ist in Berlin und vor dem Hotel Kaiserhof stauen sich die Massen.
Verhandlungen gehen noch hin und her, mehr weiß man nicht.
Es ist wie ein Vulkan, der noch nicht ausgebrochen ist, aber in jedem Augenblick ausbrechen kann, dieser 29. Januar 1933, ein Sonntag.
Schulz überblickt das rauschende Meer der Versammlung. Der Ortsgruppenleiter spricht ein paar Worte und dann steht auf einmal der Sturmführer Schulz auf der Bühne.
Zum ersten Mal hören ihn seine Kameraden hochdeutsch reden, ein kaltes, messerscharfes, drohendes Hochdeutsch.
„Heue noch sind wir eine Partei!“ ruft er und seine Worte fallen langsam wie Hammerschläge, „morgen aber werden wir Deutschland sein! Ich habe niemals etwas prophezeit, außer, daß wir unsere Pflicht tun werden, wie und wo es auch sei. Jetzt aber möchte ich doch etwas prophezeien, daß morgen Deutschland frei ist und daß morgen der Reichskanzler des befreiten Deutschlands Adolf Hitler heißen wird!“
Es war die erste und letzte Rede, die Schulz jemals in wohlgeformtem Hochdeutsch hielt und sie löst einen unendlichen und betäubenden Jubel aus.
Das Horst-Wessel-Lied wird gesungen und wenn es immer bisher trotzig angestimmt wurde, so wird es jetzt jubelnd gesungen. Nach dieser Versammlung geht niemand nach Hause.
Sie ziehen zum Kaiserhof. Zu vieren und zu fünfen marschieren sie, mitten hinein in die Bannmeile und keine Polizei hindert sie mehr daran.
Unterwegs bekommt Schulz in seiner Bescheidenheit heftige Gewissensbisse. Da hat er ihnen nun etwas wie eine Parole eingehämmert, nicht wahr? Und wenn nun alles doch wieder

anders kommt?
Wenn der Führer nicht Kanzler wird?
Wenn er wieder abreist in die Berge auf den Obersalzberg und noch einmal zäh und verbissen den Kampf aufnehmen muß?
Was dann?
Dann hat der Sturmführer Schulz einen horrenden Blödsinn angerichtet.
Mit schwer und sorgenvoll gerunzelter Stirn marschiert er jetzt die Wilhelmstraße hinauf. Vielleicht wird der Führer morgen doch Reichskanzler! Dann wird, endlich, einmal eine Zeit der Ruhe kommen, denkt er, dann wird ein großer, festlicher Urlaub kommen und dann wird einmal Zeit genug sein, an etwas anderes zu denken, als an Kampf und Tod und Tod und Kampf. Er überdenkt noch einmal die vergangenen sieben Jahre. Er denkt zufrieden zurück. Er hat seine Pflicht getan und er war ein braver und getreuer Soldat auch in diesem Kriege.
Vor dem Kaiserhof redet die S.A. der Menge gut zu.
„Geht nach Hause, Volksgenossen…der Führer muß seine Ruhe haben…morgen hat er einen harten Tag…seid vernünftig…“
Aber die Menge rührt sich nicht. Sie stehen seit langen Stunden hier und sie werden noch lange Stunden hier stehen bleiben, wenn es sein muß bis zum andern Morgen.
Wieder und wieder steigt das Deutschlandlied zum nächtlichen Himmel, dann das Preußenlied, dann das stolze Lied der S.A. und Heilrufe ohne Aufhören prasseln an die Scheiben des großen Hotels, daß sie erzittern.
Und dann steht mit einem Male Hitler unter einem offenen Fenster. Der weite Platz erbebt unter dem rollenden Orkan von Jubel, der hinauffegt zu seinem ernsten Gesicht.

*

Als der Abend des nächsten Tages, des 30. Januar 1933, über die Reichshauptstadt sinkt, ist die Wilhelmstraße ein schwelendes, rotüberzucktes, leuchtendbrandendes Meer von Fackeln. Niemand hat die Stürme alarmiert. Niemand hat die Hunderttausende zusammengeholt. Niemand hat die Fackeln kaufen lassen, niemand hat sie marschieren lassen.
Ihre eigenen Herzen haben alarmiert, haben Fackeln gekauft und sind marschiert.
Denn der Führer Adolf Hitler ist an diesem Tage Reichskanzler und Lenker des Reiches geworden.
Der Sturmführer Schulz braucht keine Gewissensbisse zu haben. An der Spitze seines Sturms marschiert er, in den Händen die Fackel und hinter ihm marschieren Hunderttausende. Die Kapellen pauken und dröhnen und jubilieren, eine Lawine von Blumen stürzt sich auf die Soldaten dieser Revolution. An diesem Abend brauchen sie nicht mehr zu kämpfen. Sie brauchen nur hinaufzusehen nach den Fenstern der Reichskanzlei. Dort steht unter einem Fenster ein alter Mann mit schneeweißem Haar.
Und unter einem anderen Fenster steht ein jüngerer Mann, dessen Antlitz sie kennen seit Jahr und Tag. Der Feldmarschall und sein neuer Kanzler.
Und indessen unten die endlosen, von grenzenlosestem Jubel erschütterten Reihen der S.A. vorüberziehen, weiß noch der kleinste S.A.-Mann, daß sie nunmehr am Ziele allen Marschierens, allen Kämpfens, aller Opfer angekommen sind.
Um dieses Augenblickes willen haben sie alles auf sich genommen. Um dieses Augenblickes willen haben sie ihr Leben zur Verfügung gestellt. Um dieses Augenblickes willen sind sie treu gewesen und tapfer.
Ihren Führer wollten sie erhoben haben, damit er Deutschland erhebe und nun steht der Führer als Kanzler im Fenster der Reichskanzlei und Deutschland ist frei.
Daß es frei ist, dafür hat die S.A. gesorgt.
Daß es würdevoll und kraftvoll sich wieder in die Reihe der Völker einfügen wird, dafür wird die S.A. sorgen, gehorsam ihrem Führer.

Und es gibt außer ihren vielen Liedern noch ein Lied, das haben sie bisher nicht mit ganzem Herzen singen können. Nun aber, an diesem Abend, da ihre Herzen zu springen drohen vor heißer Erschütterung, nun können sie mit ganzem Herzen und aus ihrem ganzen Gefühle und aus allen ihren Kräften singen, die Gesichter emporgehoben zu jenen beiden Männern am Fenster, zu dem alten Mann, der ihres Volkes große Vergangenheit und zu dem jungen Gesicht, das ihres Volkes große Zukunft ist…

Wir treten zum Beten
vor Gott den Gerechten,
er haltet und waltet
ein strenges Gericht;
er läßt von den Schlechten
nicht die Guten knechten,
sein Name sei gelobet
er vergißt unser nicht…

*

Und nun vollendet die S.A. die Eroberung Berlins. In einem einzigen, geschlossenen Anlauf nimmt sie die Bastionen und fegt die Besatzungen weg.

Den Tag der erwachenden Nation läuten die Marschtritte der braunen Bataillone ein, ihre Standarten stehen stolz und wahrhaft ruhmgekrönt und über den Standarten wehen überall die Hakenkreuzfahnen.

Es kommt die allerletzte Wahl, er letzte Willensakt und die letzte Bestätigung eines ganzen Volkes.

„Siehste“, sagt Schulz, „hier sind wir nu so oft langmarschiert, was? Hier kenne ick jeden Stein. Bergmannstraße – Bellealliancestraße – Hallisches Tor – aber nun sieht das alles janz anders aus, was? Vorher immer jejen die Kommune und nun – nun, wo ist sie?“

„Wo ist Sie?“ ruft Ede. „Da kannst lange suchen. Weg is sie, uff Lebenszeit, uff alle Ewigkeit…“

Aber Schulz ist Skeptiker und zuckt nur die Schultern.

„Na, na, na“ sagt er nur.

Und er hat recht.

Am 27. Februar öffnet ein Nachtwächter im Reichstag verwundert ob eines leichten Rauchgeruches eine Tür zum großen Sitzungssaal – und fährt vor einem tobenden, prasselnden, kochenden Flammenmeer zurück.

Die Kommune hat die Brandfackel angezündet. Eine Tat der Nacht wieder einmal, ein Heldenstücks des Hinterhalts.

Aber das braune Deutschland macht links um und schlägt um. Im Handumdrehen hat die S.A. das Karl-Liebknecht-Haus besetzt. Und dieses Kernfort der Kommune fällt trotz verborgener Klingelleitungen, elektrische Türschlösser, versteckter Falltüren, geheimer Luken, trotz der Ausfalltore hinter Wandschränken und dreifach gesicherter, geheimer Gänge.

Die S.A. kennt den Schwindel.

Schulz betritt grinsend die geheimen unterirdischen Gewölbe.

„Janz wie in der Boddinstraße!“ knurrt er und begibt sich ein bißchen ans Stöbern. Die Gewölbe sind vollgestapelt mit Material aller Sorte. Zu Tausenden liegen da Briefe, Anweisungen, Befehlsformulare, Schriften, Skizzen und auch Waffen aller Art umher. Schulz findet, daß dies eine sehr instruktive und erfreuliche Sammlung ist.

Er fingert an einem Bündel faksimilierter Schriften herum, schiebt die locker gebundene Schnur zur Seite und fischt sich zwei, drei Schriftstücke heraus. Liest die ersten Zeilen, dann richtet er sich auf.

„Hermann“, sagt er heiser, „Hermann, komm mal her.“ – Und dann setzen sich die beiden

S.A.-Leute auf den Boden und beginnen zu lesen.
Was sie da lesen, ist ein Befehl der geheimen Aufstandsleitung der KPD. an die unterstellten Terror- und Kampfverbände, datiert vom 28. Februar, vom Tage nach dem Reichstagsbrand.
Sie lesen:

„Liebe Freunde!
Wir haben uns über die augenblickliche Lage unterhalten und dabei eine Reihe von Entschlüssen gefaßt. 1. Im Kampf gegen den faschistischen Terror wehrhafte Massennotwehr. 2. Entwaffnung der faschistischen Banden. 3. Bewaffnung der Arbeiter und armen Bauern. 4. Verbrüderung der antifaschistischen Polizeibeamten mit der Arbeiterschaft. 5. Proteststreiks.
Der Ausbau des breitesten Massen-Selbstschutzes, die Einrichtung eines regelmäßigen Patrouillendienstes gemeinsam mit dem Reichsbanner, der SPD. und den christlichen Arbeitern müssen unverzüglich in Angriff genommen werden. Möglichst vielseitige Mobilmachungsmethoden… Sirenen, Hörner, Signalpfeifen. Durchführung von Kämpfen, Demonstrationen…“

Schulz pfeift durch die Zähne und sagt nichts.
Sie nehmen sich das zweite Blatt vor, gleichfalls datiert vom 28. Februar.

„Befehl:
1. Der Kampfbund ist sofort in 2 Formationen zu teilen. Kameraden mit Waffen bilden eine Formation für sich. Kameraden ohne Waffen sind als Kuriere zu verwenden. 2. Bis Samstag muß dem Reichskurier gemeldet sein, wieviel Waffen in euren Bezirken vorhanden sind. Karabiner, Gewehre, Pistolen, Handgranaten, evtl. MG. Wieviel Munition. Besondere Anweisung über Sprengstoff. 3. Der Kampfbund, Verein, Partei und RMS. ist sofort in höchste Alarmbereitschaft zu versetzen. 4. Die eingesetzten Hilfspolizisten sind, wo man sie trifft, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu erledigen. Kein Faschist darf mehr über die Straße gehen. 5. Alle strategischen Punkte der Nazis sind festzustellen. 6. Auf Nazi ist kein Pardon zu geben. Höchste Alarmstufe Wahltag. 5. 3. abends 12 Uhr.
Eintreffen der Alarmmeldung. Positive Anweisung über Operationen im Reich. Eintreffen des Reichskanzlers…“

Schulz rafft die Papiere zusammen und stiefelt damit zum Standartenführer. Der wirft einen Blick hinein und saust damit los und nach einer knappen Stunde hat Hitler die kommunistischen Aufstandsbefehle auf seinem Schreibtisch liegen.

Und noch etwas anderes liegt auf diesem Schreibtisch.
Nämlich die Anweisung der Kommune für den Straßenkampf. Ein niederträchtiges Dokument.

„… es genügen nicht nur Schußwaffen und Sprengstoffe. Anzuwenden sind vor allem chemische Mittel. Auf anstürmende Schutzpolizei sind mit hochprozentiger Säure gefüllte Weithalsflaschen auszuschütten, gegen die Brust des Beamten geschleudert, machen sie sofort kampfunfähig. Je saugfähiger der Waffenrock, desto unrettbarer setzt sich die Flüssigkeit fest. Panzerwagen sind durch werfen von Benzin- und Benzolflaschen und brennenden Lappen in Brand zu setzen. Durch ununterbrochene Würfe ist das Feuer zu nähren. Die Werfer hierfür sind planmäßig in den Straßen zu verteilen. Kondenzmilchdosen mit einem Loch sind gut zu verwenden.

Dies alles sind auch ausgezeichnete Mittel, Verwirrung ins Publikum zu tragen…“

Die Kommune hat an alles gedacht. An Handgranaten, an Bomben, an Gas und Säure, an Beile und Strickleitern und Brechstangen. Die Reichshauptstadt ist auf Karten militärisch vorbildlich in Bezirke und Aufmarschstraßen eingeteilt, jede Polizeiunterkunft und jedes S.A.-Heim ist sorgfältig vermerkt. So also lagen die Dinge, als die Berliner ahnungslos zu den Wahlurnen spazierten.
Schwer sind die nächsten Tage für die S.A.
Auf der Oberfläche dieser Tage rauscht der Jubel der Massen, formieren sich die politischen Kräfte, schreiben die Zeitungen vom Anbruch einer neuen Zeit, nörgeln, vermuten, kombinieren – und sind so ahnungslos wie immer.
Unter der Oberfläche aber, im Stillen arbeitet die S.A. Es ist nichts geworden mit dem Ausruhen. Die S.A. hat Dienst, Dienst und wieder Dienst.
Die S.A. hat Berlin erobert.
Nun muß sie daran gehen, Berlin zu säubern. Die Ratten, die noch lauernd und hoffnungsvoll in ihren Löchern sitzen, müssen ausgeräuchert werden.
Und die S.A. räuchert die Ratten aus.
In einer Woche ist alles vorbei.
Es ist nicht ganz still dabei abgegangen. Es ist geschossen und gehauen worden, es gibt Krawall und es gibt Tote. Aber eines gibt es nicht mehr: einen toten Aufstand.
Hinter dem Stacheldraht der Konzentrationslager werden die Franktireurs der roten Revolte eingesperrt. Das Reich ist gerettet.

*

März und April sind vergangen.
Die S.A. hat Schweres vollbracht. Kein Eichenkranz schmückt die braune Kappe. Keine Blumensträuße leuchten an den braunen Hemden. Aber größere Ehre wartet ihrer: wo bislang sie allein marschierte, kämpfte und siegte, da marschieren nun Millionen, da marschiert das ganze deutsche Berlin, Mann bei Mann und Frau bei Frau und Kind und Knabe und Mädchen. Da marschieren Minister und Arbeiter, Geheimrat und Lehrling, Student und Arbeitsloser und einen ganzen Tag lang dampft der Asphalt der Riesenstadt von den Schritten des Volks von Berlin.
Ein Fahnenmeer der Stadt! Anderthalb Millionen Menschen auf dem Tempelhofer Feld!
Denn es ist der 1. Mai, der Tag, da der deutsche Arbeiter einmarschiert in sein Vaterland!
Der Prolet von Berlin ist angetreten und die S.A. gibt ihm zurück, was er im Träume nur besessen: Die Würde, Mensch zu sein.
Als die Scheinwerfer grell über Schulz` Gesicht spielen, da leuchtet seine hohe, schöne Stirn, sein Gesicht wird frei und klar… Erinnert er sich an jenen Tag im Jahre 1926, an jenen Tag in der Potsdamerstraße?
Erinnert er sich, was er damals sprach?: „Und der Arbeiter ist auch ein Mensch und soll leben wie ein Mensch. Und soll kein Prolet sein, wie die Herren Bürger glauben. Und solange er das nicht ist…“
Denkt der Arbeiter Schulz daran?
Nun ist er da, der Tag und all die Blutopfer sind nicht umsonst gebracht. Nun hat die S.A. dem deutschen Arbeiter das Reich erkämpft, das Vaterland, ihm, dem Ausgestoßenen, dem Rechtlosen, dem vierten Stand. Sei stolz S.A.! Nun erst ist die Eroberung von Berlin vollendet.

*

Lange noch sitzen sie beisammen, die Leute vom Sturm 24, Schulz und die Seinen.

Als der Morgen graut, steht Schulz auf, spuckt in die Hände und sagt:
„Und nun Kinder, nun geht`s an die Arbeit! Das ist das Schönste am Dritten Reich, daß wir wieder arbeiten können! Arbeiten… arbeiten…“

*

Prolet Schulz….
S.A.-Mann Schulz…..
Arbeiter Schulz!
Das neue Deutschland grüßt Dich!